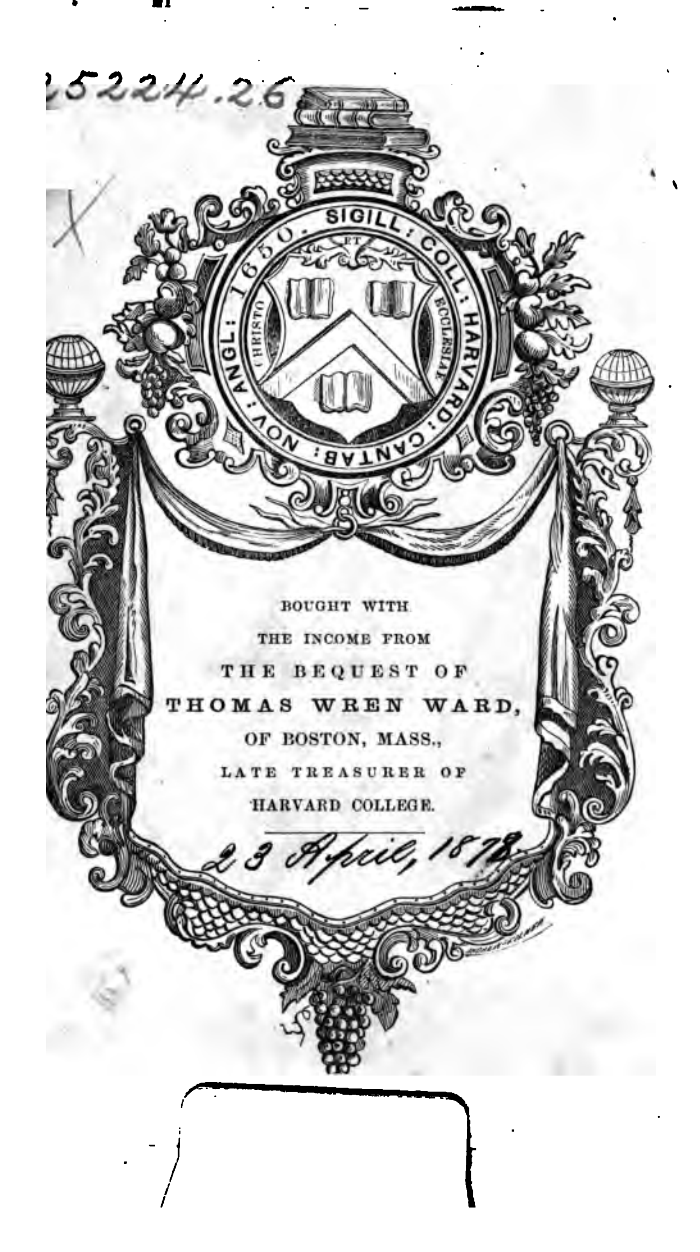
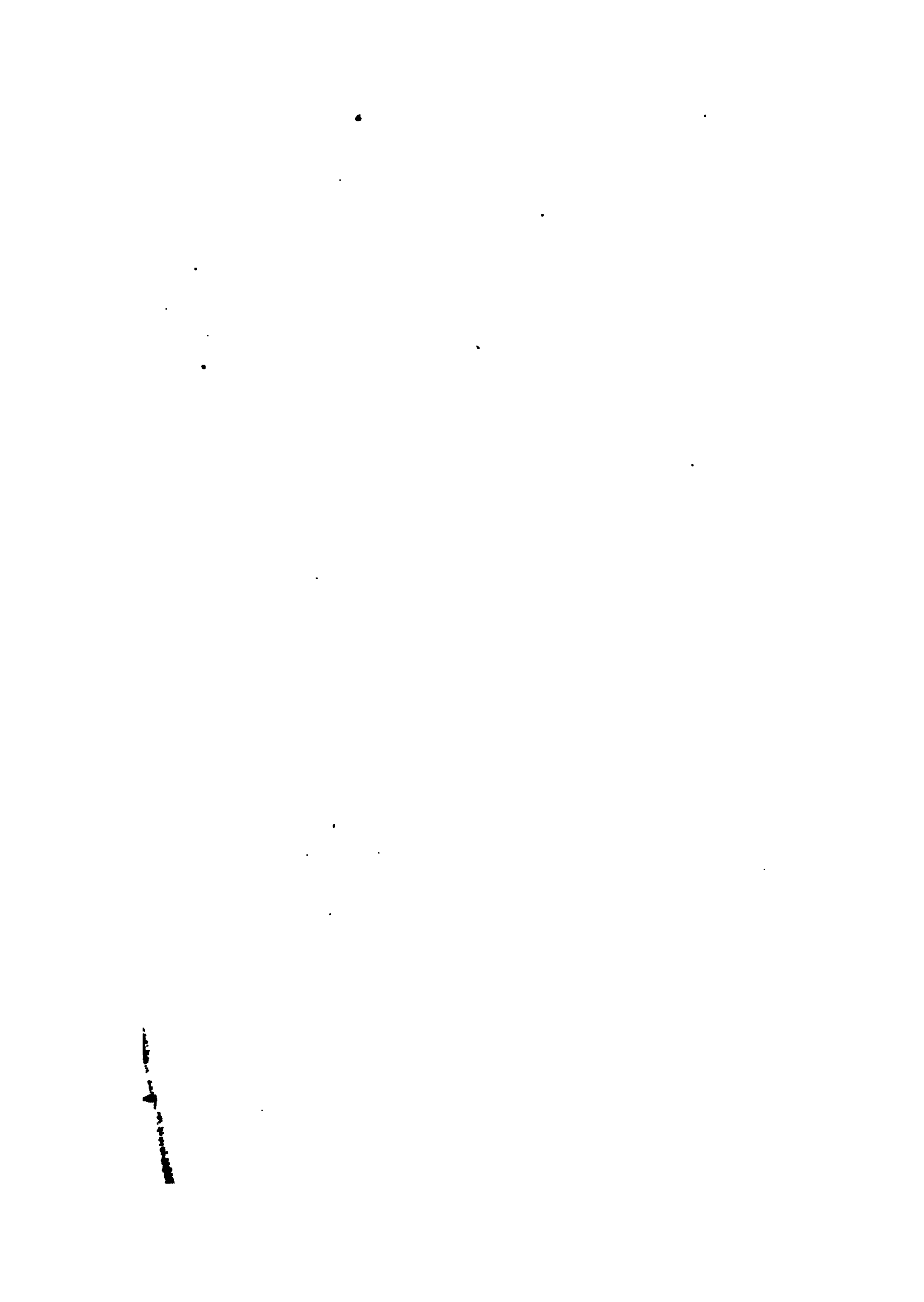

25224
26


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
23 April, 1878



Mährchen und Geschichten.

Mährchen und Geschichten

aus

Osten und Westen.

Erzählt

von

Moritz Hartmann.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1858.

Meiner verehrten Freundin

der

Fürstin Katherine Orloff,

geb. Trubetzkoi

zur Erinnerung.

Als ich Ihnen Weltgeschichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Mährchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein so unschuldiges und unbefangenes Geschöpf, daß ich Angst hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft crassen Wahrheiten der Geschichte zu trüben. — So scheint es mir heute, da ich Ihnen diese Mährchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortsetzte. Auch Sie werden jener schönen, mit Waldesrauschen, Nachtigallengesang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergessen — und darum diese Widmung nicht mißverstehen. Sie gilt nicht der Fürstin

— sie gilt der lieben Freundin, die eben frisch und blühend in's Leben tritt und der man sich gern mit Beweisen der Liebe nähert; und sie gilt jenem theuren Kinde, an dessen geistigem Erwachen der alte Freund sein Theil und seine Freude hatte. — Was die Fürstin betrifft — der mögen Andere ihre Werke widmen und das wird auch geschehen, denn Sie werden sich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunst bewahren und Ihr Vaterland, das Land, das schon große Dichter besessen und das heute in Iwan Turgereff einen der größten Novellisten unsrer Zeit besitzt, wird hoffentlich noch manche schöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterscheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürstlichkeit aufzumuntern wissen. Sie werden sich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geistes herabsehen; Sie werden nie glauben, daß Protection und alle Mittel der Mächtigen dieser Erde jemals ein Kunstwerk zu

schaffen, einen geistigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande seien. Dazu kennen Sie die Geschichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wissen, daß diese das Product der Völkerentwicklung sind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, sich mit dem schmücken, was auch ohne sie entstanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuversicht hoffe, auch nie vor geistigem Schaffen die Angst empfinden, welche die Aristokratie von Heute auszeichnet. Erschrocken vor der Revolution, die sie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing sie gegen Fortschritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem sie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte so lange, bis sie an ihre Doctrin selbst zu glauben anfing — und allein glaubt. Da steht sie nun und weiß es nicht, wie einsam sie dasteht und ist von dem Rest der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat sich im eigenen Netze gefangen. Ihre aristokratischen Lands-



Mährchen und Geschichten

aus

Osten und Westen.

Erzählt

von

Moritz Hartmann.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1858.

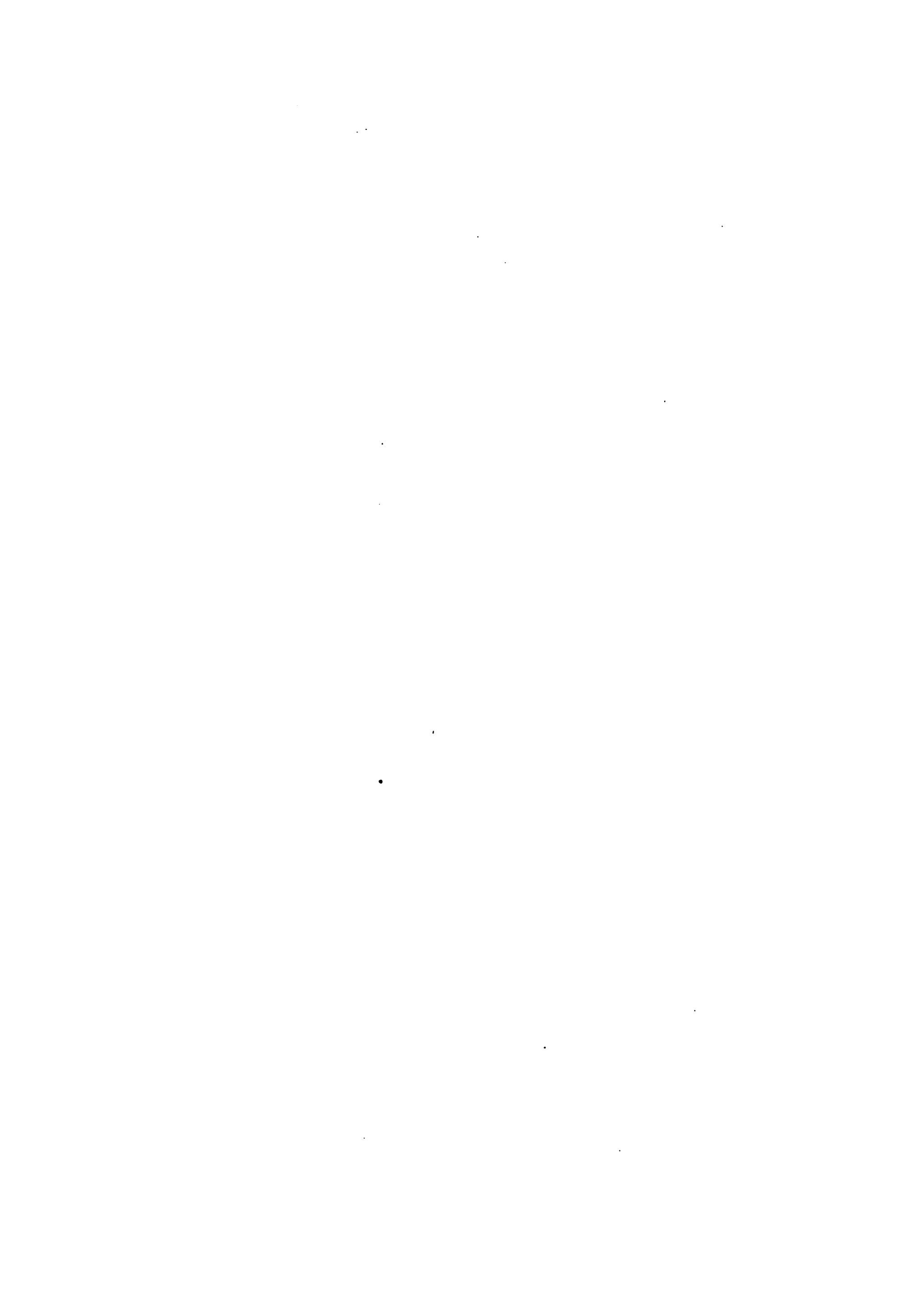
Meiner verehrten Freundin

der

Fürstin Katherine Orloff,

geb. Trubetzkoi

zur Erinnerung.



Als ich Ihnen Weltgeschichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Mährchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein so unschuldiges und unbefangenes Geschöpf, daß ich Angst hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft crassen Wahrheiten der Geschichte zu trüben. — So scheint es mir heute, da ich Ihnen diese Mährchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortsetzte. Auch Sie werden jener schönen, mit Waldesrauschen, Nachtigallengesang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergessen — und darum diese Widmung nicht mißverstehen. Sie gilt nicht der Fürstin

— sie gilt der lieben Freundin, die eben frisch und blühend in's Leben tritt und der man sich gern mit Beweisen der Liebe nähert; und sie gilt jenem theuren Kinde, an dessen geistigem Erwachen der alte Freund sein Theil und seine Freude hatte. — Was die Fürstin betrifft — der mögen Andere ihre Werke widmen und das wird auch geschehen, denn Sie werden sich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunst bewahren und Ihr Vaterland, das Land, das schon große Dichter besessen und das heute in Iwan Turgereff einen der größten Novellisten unsrer Zeit besitzt, wird hoffentlich noch manche schöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterscheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürstlichkeit aufzumuntern wissen. Sie werden sich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geistes herabsehen; Sie werden nie glauben, daß Protection und alle Mittel der Mächtigen dieser Erde jemals ein Kunstwerk zu

schaffen, einen geistigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande seien. Dazu kennen Sie die Geschichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wissen, daß diese das Product der Völkerentwicklung sind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, sich mit dem schmücken, was auch ohne sie entstanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuversicht hoffe, auch nie vor geistigem Schaffen die Angst empfinden, welche die Aristokratie von Heute auszeichnet. Erschrocken vor der Revolution, die sie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing sie gegen Fortschritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem sie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte so lange, bis sie an ihre Doctrin selbst zu glauben anfing — und allein glaubt. Da steht sie nun und weiß es nicht, wie einsam sie dasteht und ist von dem Rest der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat sich im eigenen Netze gefangen. Ihre aristokratischen Lands-

leute, die sich den großen und wohlgemeinten Reformen widersetzen und bei dieser Gelegenheit verrathen, wie wenig ihnen an Humanität, an Bildung ihres Volkes, an der Menschenwürde und an der Ehre ihres Vaterlandes im Angesichte der Weltgeschichte gelegen, werden das zuerst erfahren. Glücklicherweise gehören Sie, meine verehrte Freundin, nicht zu denen, und wenn ich, ungewohnter Weise mein Büchlein einer Fürstin widme, so ist es eine Fürstin, deren Leibeigene nächstens freie Leute sein werden. Haben Sie doch noch außerdem ein Recht darauf, da zwei der nachfolgenden Mährchen aus dem Munde einer Ihrer Leib- und Seeleneigenen stammen.

Mit dem herzlichsten Gruße

Ihr

Moritz Hartmann.

Inhalt.

Seite.

I. Aus dem Orient.

Der Heilige 3
Die Bürgschaft 13
Die Rothbärte 19

II. Aus Irland.

Elfenkönig O'Donoghue 45
Die Geschichte des Königs Lavra 52

III. Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans. (Bretonisches Mährchen.) 61
Animo. (Eine baskische Sage.) 84
Der Saludador. (Eine baskische Sage.) . . . 104
Herbadilla. (Eine Legende aus dem Bocage.) . . 144
Das Gewissen. (Mährchen aus der Auvergne.) . 151
Der wilde Jäger in Frankreich 160
Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans. (Eine Pariser Geschichte.) 171

IV. Aus slavischen Ländern.

Zuckererbse. (Russisches Volksmährchen.) . . . 187
Die zwei Eimer. (Russisches Volksmährchen.) . . 194
Die Schlangenkönigin. (Böhmisches Mährchen.) . 200

V. Ein deutsches Mährchen.

Der Ofen Barbarossa's 209

I.

Aus dem Orient.

Der Heilige.

Scheich Abdallah der Andalusier, der in Bagdad lebte und lehrte, war einer der größten, heiligsten Scheichs, ein klarer Spiegel aller Weisheit und aller Tugenden und werth, nach den zwölf großen Imams genannt zu werden. Einer seiner Schüler sagte: „Abdallah ist so dunkel wie ein tiefer Brunnen, aber was er aus seiner Tiefe spendet, ist klar und erfrischend.“ Ein Anderer sprach: „Als ich zu ihm kam, war ich rohe Erde, nun bin ich Eisen, und bleibe ich länger, so werde ich Stahl.“ Ein Dritter sprach: „Wäre ich der Chalif, an Gürtel, Schwertgriff und Turban würde ich seine Worte tragen anstatt der Diamanten.“ Ein Vierter sprach: „Wenn er mich aus seiner Schule jagte, würde ich sagen: Warum verurtheilst du mich zum Tode und schickst mich aus dem Leben im Lichte?“ Ein Fünfter sprach: „Wenn alle sechzigtausend Schüler Abdallah's so sprächen,

wie wir, würde ich sagen: Nun ist die Vorrede seines Lobes gemacht; wann beginnt der Text?"

Und so sprachen alle sechzigtausend Schüler über Abdallah, so sprach die ganze Welt der Gläubigen, und er verdiente das.

Einmal überkam den Scheich große Reiselust. „Reisen," sagte er, „sind Eroberungen, sie erweitern das Reich des Wissens mit neuen Provinzen." — Mehr als vierzigtausend Personen begleiteten ihn, als er aus Bagdad zog, um mit ihm die Welt zu sehen; er aber verabschiedete sie nach drei Tagereisen und sprach: „Kehret zurück!" Sie thaten es und benetzten den Sand des Weges mit ihren Thränen. Nur vierzig Schüler und Diener durften mit ihm wandern, und unter den ersteren war der treue Scheich Schibly.

Wieder nach drei Tagen kamen sie in eine Stadt der Nazarener. Alle Gassen waren voll von Priestern, Mönchen und Patriarchen, und ohne Schleier und Pantoffeln gingen die Weiber von einem Hause zum andern, daß es eine Schande war. In jeder Gasse waren unzählige Kirchen und auf jeder Kirche unzählige Glocken, die beständig läuteten. Die Kirchthürme waren so groß und dick, daß man aus jedem zehntausend Minarete hätte bauen können; so gegen alle Regel bauen die Ungläubigen. Am

Ende der Stadt näherte sich Scheich Abdallah der Andalusier einer Fontaine, um die Waschung vorzunehmen, und wie er sich durch die Weiber drängte, die den Brunnen umstanden, sah er ein Mädchen, das die Wäsche wusch und in Gold, Seide und Edelgestein gekleidet war. Um den Hals trug sie viele goldene Kreuze. Aber wer sie nur ansah, mußte ausrufen: „Allah! welch' ein schönes Mädchen!" — Plötzlich fühlte der heilige Scheich sein Herz voll Liebe, und ohne die Waschung verrichtet zu haben, ging er in die Herberge, setzte sich auf den Divan und starrte vor sich hin. Drei Tage und drei Nächte vergingen und der Scheich sprach kein Wort, nahm keinen Bissen in den Mund und vergaß Gebet und Waschungen. Manchmal rollte eine Thräne über die Wangen in seinen schwarzen Bart. Mehr aber weinten seine Schüler und Diener über den offenbaren Kummer ihres Herrn.

Da sprach Schibly zu ihm: „O, mein Sultan! welcher Kummer drückt Dich? Sage es an Deinen treuen Schülern und Dienern, die um Dich weinen; denn drei Tage und drei Nächte hast Du Nichts gegessen oder getrunken und hast die Gebete und Waschungen vergessen. Wie ungeheuer groß muß Dein Kummer sein!"

Scheich Abdallah der Andalusier antwortete:

„Seit ich jenes wunderschöne Geschöpf gesehen, ist meine Kraft gebrochen, mein Herz erstickt in der Ueberfülle von Liebe. Gefallen bin ich in den See der Richtigkeit, die Zügel meines Selbst sind meinen Händen entsunken und ich kann mich nicht mehr leiten und lenken. Von diesem Orte zu scheiden ist mir unmöglich; ich bin gebunden an Händen und Füßen, an Geist und Herz. Gehe hin, o Schibly, und erkundige Dich nach dem wunderschönen Geschöpfe.“

Schibly ging, kam wieder und sagte: „Sie ist die Tochter des Königs der Ungläubigen.“

„So werde ich wohl in Sclaverei versinken,“ sprach der Scheich mit Ergebung. — „Ihr aber, Schüler und Diener, fuhr er fort, überlasset mich dem Schicksale, das mir aufgezeichnet ist. Kehret heim in Frieden und vergeßt mich nicht in Euren Gebeten.“

Schibly, der die Geschichte Abdallah's dem Gedächtniß der Menschen bewahrte, erzählt: „O Scheich,“ sprach ich, „Du thust dem Glauben große Unehre an und willst unter Ungläubigen Dein Zelt aufschlagen.“

„Dies ist mir Alles wohl bekannt,“ antwortete der Scheich, „aber meine Kraft ist verdunstet wie Wasser, gegossen auf einen heißen Stein.“

Dann warf er sich auf sein Angesicht in den Staub und weinte so heftig, daß alle Bäume und Steine und selbst die Ungläubigen und ihre Glocken mit ihm weinten. „Vergeßt mich nicht in Euren Gebeten,“ sprach er noch einmal, „und ziehet hin in Frieden!“

„Herr der Welt, verlaß ihn nicht, denn Du weißt Alles!“ so riefen wir und gingen. Aus Bagdad kamen uns über fünfundsiebenzigtausend Personen entgegen, um den Scheich Abdallah zu empfangen. Da wir ihnen erzählten, was geschehen und daß der Weise und Heilige bei den Ungläubigen zurückgeblieben aus lauter Liebe, stießen sie ein solches Geschrei aus, wie seit der Sündfluth nicht gehört worden ist und wie fürder bis zum jüngsten Tage nicht gehört werden wird. Viele Personen starben vor Schmerz, andere wurden schwer krank.

Schibly, der Treue, fährt fort und sagt: Kummer nagte an meinem Herzen und Gram an meinem Eingeweide. Die Freunde, die zu mir kamen, fragten: „Bist Du es selbst, Schibly, oder Schatten Schibly's, bist Du es?“ Als so ein Jahr vergangen war, machte ich mich auf von Sehnsucht getrieben, um Kunde von meinem Meister zu holen und kam bis in die Nazarenerstadt. Da ich alle Gassen und Plätze durchrannt hatte, ohne ihn zu finden, fragte

ich beim Volke, was aus dem großen Scheich Abdallah, der so viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, geworden wäre. Das Volk antwortete: „Dein großer Scheich, der so viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, hat um die Tochter unsers Königs angehalten; der König verlangte, daß er ihm, anstatt der Morgengabe, ein Jahr lang die Schweine hüte, und Dein großer Scheich Abdallah, der so viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, ist nun draußen vor der Stadt auf den Hügeln und hütet die Schweine.“

Auf dem Wege zu den Hügeln fühlte ich, wie meine Seele in mir weinte und wie ihre Thränen auf meine Eingeweide fielen; auch mein Auge fing zu strömen an, als ich ihn auf dem Hügel sitzen sah, einen Hut auf dem Kopfe, eingehüllt in eine Mönchskutte, einen Strick um den Leib und rings um ihn große Schweineheerden!

„O Scheich!“ rief ich, „schickt sich das für einen so großen Iman wie Du bist?“

„O Bruder!“ antwortete er, „ich war ein Hirt der Seelen, nun bin ich ein Hirt der Schweine. O Freund Schibly, Du Treuer, vergiß und erniedrige Dich nie so weit. Ich liege im Abgrunde der Niedrigkeit.“ — Und die Augen gen Himmel

kehrend rief er aus: „Allah, ich habe das nie erwartet.“

Ich warf mich nieder und betete: „O Allah! nach Dir blicken wir um Hülfe, Du bist der Helfer, Dir vertrauen wir; befreie uns von diesem Grame, denn Du nur kannst es!“

Und wieder sprach ich und bat: „O Scheich, sammle Deinen Geist und denke an Commentare und Ueberlieferungen.“

„Alles das,“ sagte er weinend, „habe ich vergessen, nur zwei Verse habe ich gemerkt, die geschrieben stehen: „„Wer aus dem Glauben in den Unglauben fällt, irrt vom rechten Wege ab““ und „„Jede Seele wird ihren Platz erhalten nach ihren Werken.““ Ferner habe ich noch diese Worte der Ueberlieferung im Gedächtniß behalten: „„Wer seinen Glauben ändert, den sollt ihr tödten.““ Das ist Alles.“

„Allah im Himmel sei gepriesen und gelobt!“ rief ich aus, „mehr thut nicht Noth und Du bist erlöst.“

Auch antwortete der Scheich: „Gehe hin und erwarte mich mit den versammelten Freunden auf der Ebene von Bagdad; die Welt hat mich wieder!“

Schibly eilte in Hast mit der Freudenbotschaft nach Bagdad zurück. Kaum hatte er sie verkündet,

als hundertachtundsechzigtausend Menschen zum Thore hinausströmten. Alle saßen sie erwartend da, die Augen dem Wege zugekehrt, auf dem der Scheich kommen sollte. Nach drei Tagen sahen sie ihn singend und betend den Weg am Strome herabkommen, und es erhob sich ein ungeheures Freudengeschrei. Wenn Sonne, Mond und Sterne und alles Licht, das in Holz, Steinen und Metallen verborgen ist, erloschen, und die Erde durch tausend Jahre in Nacht getaucht wäre, und dann Gott mit Einem Male wieder das Licht erschüfe, ein solches Freudengeschrei würde es begrüßen, wie das, welches den Scheich Abdallah den Andalusier begrüßte. An dem Tage nahmen drei- bis vierhundert Ungläubige den wahren Glauben an.

Wieder saß der Scheich wie ehemals in seinen Gärten mitten unter den Schülern. Er legte den Koran aus und sagte ihnen Worte der Ueberlieferung.

Schibly, der Treue und Gläubige, erzählt weiter: Wir saßen und horchten. Da pochte es an die Thür und wir gingen und öffneten. Es stand ein verschleiertes Weib vor der Thür, das sprach: „Ich bin die Magd des Scheich Abdallah.“ Wie sie über die Schwelle trat, wurde er blaß und zitterte wie ein Blatt, das vom Baume fallen soll. Er

weinte und fragte: „Wer schickt Dich, Tochter des Königs der Nazarener?“

„Mich schickt ein Geist,“ sprach sie.

„Und wie sah dieser Geist aus?“ fragte der Scheich weiter.

„Er trug einen grünen Kaftan,“ antwortete sie, „im Gürtel trug er ein Horn, am Halse eine Kette von Eisen, auf dem Kopfe eine grüne Filzmütze und einen grünen Shawl.“

„Dieses ist der Geist Hassan's, des großen Imams von Kufa,“ sagte Abdallah, „und wie kam er zu Dir?“

„O, mein Sultan,“ antwortete die Tochter des Königs der Nazarener, „da Du fortgegangen warst, schwand ich hin in Trauer und Sehnsucht. Ich fiel in Krankheit und im Traum erschien mir der Scheich. Willst Du, so sprach er zu mir, den Götzendienst verlassen und den rechten Weg wandeln? so wird es Gottes Gnade thun, daß Du zu Deinem Sultan gelangst. — Ich will den rechten Weg wandeln, antwortete ich voll Freude. — Darauf sprach er mir das Kehinai-Schahadat (das Glaubensbekenntniß) vor und ich sprach es nach. Er sagte: Amin, nahm mich an der Hand und führte mich vor die Stadtmauer, wo er verschwand. Ich wanderte durch die Wüste, ohne Dattel und ohne

Schlauch, ich begegnete keiner Palme und keiner Quelle und doch haben mich die Kräfte nicht verlassen, bis ich hierher gelangt bin, zu Dir, o mein Scheich, mein Heil, mein rechter Weg!"

Schibly, der Treue, erzählt weiter: Wir waren erstaunt über so viele Wunder und beteten an. Abdallah, der Heilige, führte die Königstochter in seinen Harem und unterrichtete sie so gründlich im Glauben, daß sie eine der heiligsten Personen Bagdads und des ganzen Reiches wurde.

In seinem spätern Alter erzählte Schibly weiter: Als die Königstochter im Sterben war und der Scheich weinte, sagte sie zu ihm: „Weine nicht, o Scheich, denn bald werden wir auf Einem Throne im Paradiese zusammensitzen." Und in der That habe ich sie im Traume einer Sommernacht gesehen, wie sie vereint auf einem Throne saßen und wie siebenzigtausend Huris sie bedienten. Dann gingen sie Hand in Hand durch die grünen Gärten, die von Quellen durchflossen sind, auf und nieder und schwenkten ihre seligen Leiber hin und her. Allah sei uns Allen gnädig! —

Die Bürgschaft.

Im Lande Tham — wer weiß wo es liegt? wahrscheinlich gegen Aufgang und zwischen Iran und Arabien — lebte ein großer und gewaltiger Emir. Wollte ich aufzählen, was er an Sclaven, Kameelen, Schaaf- und Rinderheerden, Pferden, Juwelen und kostbaren Stoffen besaß, die Sonne würde darüber niedergehen und wieder aufgehen und wieder niedergehen. Nur um seine Schaafheerden überschauen zu können, hatte er mitten in der Ebene einen himmelhohen Thurm gebaut, auf den er stieg, wenn sie versammelt waren. Die Stufen, die zur höchsten Spitze dieses Thurmes führten, waren aus den Büchern gebaut, die nichts enthielten, als das Verzeichniß seiner kostbarsten Edelsteine. Aber so reich der Emir war, so edelmüthig und fromm war er auch. Er lebte nach den Gesetzen des Korans und den Ueberlieferungen seines Stammes. Nach

diesen Ueberlieferungen hatte er zwei Tage in der Woche bestimmt und den einen den „guten Tag,“ den andern den „bösen Tag“ genannt. Heil dem Manne, der die Schwelle des Emirs an dem guten Tage überschritt. Er selber wurde wie ein Emir oder wie ein heiliger Scheich empfangen, mit Pauken und mit Zymbeln, mit Bädern, Tänzen und dem lieblichsten Gastmahl. Hurisgleiche Mädchen wuschen ihm die Füße, salbten ihn und hüllten ihn in seidene und goldene Kaftans. Fort zog er mit Kameelen und Mauleseln, welche unter der Last der Geschenke über die Grausamkeit der Menschen seufzten, die ihnen so viel aufbürden. Aber wehe dem Manne, der sich dem Kiosk des Emirs am „bösen Tage“ näherte! Seine ärgsten Feinde hätte der Emir nicht so behandelt, wie diesen Unglücklichen, ihm wäre besser gewesen, sich in der Wüste zu verirren und am heißesten Mittage bei einer ausgetrockneten Quelle und einem dürren Dattelbaume einzukehren. Er wurde betrachtet wie einer, von dem die Feder in das Buch des Schicksals geschrieben: „Deine Tage sind verloren!“ Denn die Schergen des Emirs fielen über ihn her, warfen ihn nieder und schnitten ihm mit scharfen Messern den Kopf vom Rumpfe.

Damals lebte ein frommer Mann, Namens Ajin. Wohl um ihn zu prüfen hatte Allah seinem

grünenden Wohlstande so viele Leiden geschickt, als Hagel seinem Saatfelde, und aus Ajin's Augen flossen so viele Thränen, als ehemals Regentropfen auf seine Gerste. Er sprach: „Mein Leiden ist so groß, daß ich es nicht überblicken kann, wenn ich mich auf die höchsten Berge stelle, so groß, so breit und so weit ist es. Den Horizont färbt es dunkel gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, so schwarz ist es. Die tiefsten Quellen in der Erde vergiftet es und die Edelsteine und das Gold in den tiefsten Schachten blendet und verderbt mein Leiden, so tief ist es. Es hat den Mond verfinstert, die Sonne befleckt und die weiße Milchstraße beschmutzt, so hoch ist es." So sprach er. Sein Weib und seine Kinder weinten vor Hunger. Da machte er sich auf, um zum Emir von Tham zu wandern und ihn um Brot zu bitten; denn viel hatte er von dessen Reichthum gehört und von den Wohlthaten, die er ausstreuete wie ein Regen.

Durch göttliche Fügung, oder weil es von der Welt Anfang so geschrieben war, — wir wissen nur, was uns geoffenbart ist, aber Gott weiß Alles —, kam Ajin grade an dem bösen Tage im Hause des Emirs an. Der Emir sah ihn mit einem düsteren Auge an und Ajin erinnerte sich an die Sitten des Stammes, die er in seiner Noth vergessen hatte.

Er warf sich vor dem Emir nieder und sprach: „O, Emir von Tham, mein Leben ist verfallen, was geschrieben steht, wird das Wasser meiner Augen nicht auslöschen und ich bin ein Muselmann (d. i. ein in sein Schicksal Ergebener). Aber mein Weib und meine Kinder sterben vor Hunger; sehnsuchtsvoll sehen sie von der Thür meines Zeltes aus nach mir, ob ich nicht komme und sie rette. Gib mir Brot, auf daß ich es ihnen in Eile bringe und ehe die Sonne sinkt, dies verspreche ich, kehre ich zurück und Du thue an mir nach Deiner Sitte. Im Buche steht: Der Gläubige erfüllt sein Versprechen. Und ferner steht im Buche: Wenn Du zu irgend Etwas Ja sagst, so thue es, denn das Versprechen bindet den Guten — sagst Du aber Nein, so weißt Du und Dein Nächster, was davon zu denken; euch Beiden wird es leicht und wohl und Niemand kann Dich Lügner heißen."

Der Emir, wie er diese Worte des Korans hörte, fühlte Mitleid mit dem frommen Manne; er wollte nicht, daß sein Weib und seine Kinder Hungers stürben, und er sprach: „Ich will Dich ziehen lassen mit dem Brote, wenn Du mir einen Bürgen stellst, daß Du vor Sonnenuntergang wiederkehrst. Aber unfehlbar stirbt der Bürge, wenn Du nicht wiederkehrst, an Deiner Statt.

Flehend blickte Ajin umher; alle die Verwandten und Freunde des Emirs, die sie umstanden, schlugen die Augen nieder und schwiegen. Nur einer, der Verwalter — Merwan hieß der Gute — fühlte, wie sich die Barmherzigkeit in seinem Herzen regte, gleich einem Vogel im Neste, das im Hanffelde liegt. Erst regt er sich nur leise in der Morgendämmerung, dann steigt er auf und singt und es wird Tag. — Merwan trat vor und sprach: „O Emir, ich bin der Bürge dieses Gläubigen.“

Der Emir gab dem armen Manne Brot, und dieser eilte fort. Früher aber sprach Ajin: „Erwartet mich vor Sonnenuntergang!“ und zu Merwan: „Der Mond hat sein Licht von der Sonne, der Mensch wird vom Throne Gottes erleuchtet.“

Und wie die Zeit des Nachmittagsgebets kam, das man Aser nennt, sprach der Emir: „O, Merwan! Aser ist da, aber der Araber wird nicht kommen.“ Merwan erwiederte: „Die Frist endet erst mit Sonnenuntergang und Abend ist noch nicht da.“

Und wie der Abend kam, sprach der Emir: „O, Merwan! thue, was Du noch thun willst, und dann sei bereit.“

Merwan sprach: „Ich bin bereit!“ Und er

machte die vorgeschriebenen Waschungen, betete und kniete hin, wo er enthauptet werden sollte.

Da sah man Etwas in der Ferne, erst nur wie einen Vogel, dann wurde es größer und größer und immer schneller kam es heran, wie jene Pfeile, von denen man sagt, daß sie immer schneller fliegen, je näher sie dem Ziele kommen. Es war Ajin mit Staub und Schweiß bedeckt. Sein Athem war ihm entflohen und er sank auf dem Richtplatze hin, wo Merwan kniete.

Der Emir senkte das Haupt vor Verwunderung bis auf die Knie und sprach: „Im Buche der Großmuth lese ich Wunderdinge. O, Ajin und Merwan, ich war jung und bin alt geworden. Solches habe ich noch nicht gesehen und Solches hat man mir noch nicht erzählt. Auf den Brief der Wahrheit habt Ihr Euer Siegel gedrückt und den Ring des Versprechens habt Ihr neu gelöthet. Lebet! — Die Sitte aber sei weggelöscht in meinem Stamme von heute an zur Hälfte, und nur der gute Tag leuchte wie ein Diamant weiter. Euch aber sei das ganze Leben ein guter Tag. Von meinem Schatze nehmet, so viel Euch behagt, auf daß erfüllet werde, was im Buche geschrieben steht: Das Leben sei dem Gläubigen leicht und voll Wohlbehagen.“

Die Rothbärte.

In einer der größten Städte des glücklichen Arabiens lebte einst ein großer Kaufmann, der war glücklich, reich, alt und lebenssatt. Als es kam zum Sterben, rief er seinen einzigen Sohn und Erben, einen ausgezeichneten Jüngling, an sein Lager und sprach zu ihm, wie folgt: „Mein theurer Sohn, geliebter Nadir, die Zeit ist gekommen, ich werde sterben. Weine nicht! das Maß des Glückes, das einem Sterblichen zugemessen ist, habe ich geleert; die Neige des Lebens könnte nur noch Bitternisse für mich enthalten. Ich gehe ruhig aus dieser Welt und diese Ruhe ist der Anfang des paradiesischen Lebens, das mich erwartet. Ich hinterlasse Dir ungeheure Schätze, die ich im Laufe eines langen Lebens mit Klugheit, Fleiß und Redlichkeit gesammelt habe. Danke mir nicht! denn die Freuden,

die ein guter Sohn wie Du seinem Vater bereitet, sind mehr werth, als alle Schätze, die er erben kann. Der Vater eines guten Sohnes geht immer als ein Schuldner aus der Welt. Ich gehe, und ich habe das frohe Bewußtsein, daß jede Empfehlung der Tugend, jede Ermahnung, Dich der Wittwen und Waisen anzunehmen, überflüssig ist. Aber zwei Ermahnungen, oder wenn Du willst, zwei Bitten kann ich aus Sorge für Dein irdisches Heil nicht unterdrücken: Gehe nie über's Meer und mache nie ein Geschäft mit einem Rothbart! Diese Ermahnungen müssen Dir als einem Kaufmann sehr sonderbar erscheinen, denn das Meer ist die breite Straße der Reichthümer und die Geschäftsfreunde sollen nicht nach der Farbe des Bartes gewählt werden. Dennoch muß ich Dich um kindliche Berücksichtigung meiner beiden Wünsche bitten aus Sorge für Dich, auf daß es Dir wohlergehe. Das Meer ist wandelbar, heuchlerisch und treulos. So lange Du im Hafen bist, lockt es Dich und lächelt es Dir mit unwiderstehlicher Gewalt; es glänzt und blinkt, als wäre es der himmlische Weg zum Glück; es spiegelt den Himmel wie die Seele eines Frommen. Aber unter diesem Spiegel sind Abgründe und Seeungeheuer; sein Weg führt in's Unendliche ohne Wegweiser; sein Lächeln am Ufer verwandelt sich

auf offener See in Sturm und Ungewitter, in Schrecken und Geheul. Durch Jahre trägt es Dir Schätze in's Haus; in Einer Nacht macht es Dich zum Bettler. — Aber treuloser als das Meer ist der Rothbart! — Ein gutes Schiff, ein kluger Steuermann, ein glänzender Stern können Dich aus den Gefahren des Meeres erretten; vor einem Rothbart gibt es keine Rettung. Sieht er Dich an, hat Deine Gefahr begonnen; hörst Du sein Wort, bist Du umstrickt; nimmst Du seinen Handschlag, bist Du verloren. Er führt nicht Schwert oder Dolch, aber sein Athem ist Betäubung, sein Wort, sein Blick ist Fallstrick. Er besitzt die Kleider jeglicher Tugend und kleidet darin jegliches Laster; was ihm Schatten heißt ist Licht, was ihm leuchtet ist Nacht. Sein Ja ist Nein, sein Nein ist Ja. — Vor dem Rothbart wird der Scharfblick des Menschenkenners und wird die Weisheit des Gesetzgebers zunichte. Die Worte in seinem Munde sind Schlangen in ihrem Neste; die Gedanken in seinem Kopfe sind die Phiolen im Schranke des Giftmischers. Der Herr warnt die Menschen vor dem Rothbart, denn die Röthe seines Bartes ist nichts Anderes als der Wiederschein des höllischen Feuers. Darum, mein geliebter Sohn, halte Dich fern vom treulosen Meere und noch ferner von den treulosen Rothbärten. Will-

fahre diesen meinen beiden Wünschen, auf daß es Dir wohlergehe und Du glücklich seiest auf Erden!"

Nadir versprach, mit Thränen in den Augen, der letzten Wünsche seines geliebten Vaters ewig eingedenk zu sein. Dieser schloß beruhigt die Augen, lächelte selig und starb.

Nachdem Nadir die angemessene Zeit der Trauer um den Hingeschiedenen gewidmet, ging er an die Ordnung der Hinterlassenschaft. Wochen und Monate bedurfte er, bis er die Verzeichnisse sämmtlicher ihm zugefallenen Reichthümer aufgesetzt, und je mehr er sich mit den Waarenlagern und mit den Rechnungsbüchern beschäftigte, desto größere Freude gewann er an dem Besitze und desto lebendiger erwachte in ihm der Trieb, diese Reichthümer in Ordnung zu erhalten, ja sie wo möglich zu vermehren. Dieses erschien ihm sogar als Pflicht sich selbst und dem verstorbenen Vater gegenüber, der, wie jeder Vater, es wünschen mußte, daß sein Sohn auf seinen Bahnen weiter wandle. So arbeitete er immer fort, bis er eines Tages in ein sehr entferntes, am Hafendamme gelegenes großes Waarenlager kam, das in allen seinen weiten Räumen von Hölzern ganz eigenthümlicher Art, wie sie Nadir niemals gesehen hatte, angefüllt war. Da lagen sie in Scheiten, Brettern und Balken aufgeschichtet bis hoch an die

Decke. Nadir wußte nicht, was mit diesen Hölzern anzufangen. Sie schienen ihm nutzlos einen kostbaren Raum einzunehmen, der besser verwendet werden konnte. Er ließ die Arbeiter kommen und das überflüssige Holz vor das Thor des Waarenlagers hinauswerfen. Während er dastand und der Arbeit zusah, kam ein Derwisch vorbei, der in der ganzen Stadt wegen seiner Klugheit berühmt war.

„Was beginnst Du mit diesem Holze?“ fragte er Nadir.

„Nichts!“ — antwortete Nadir — „ich mache Platz in meinen Magazinen, welche von diesem Holze nutzlos überfüllt sind.“

„Allah!“ rief der Derwisch, „Du zeigst Dich groß in der Verblendung der Menschen; ihre besten Kräfte und ihre schönsten Reichthümer verkennen sie am liebsten.“ — Und zu dem jungen Kaufmanne gewendet fuhr er fort: „Du weißt also nicht, was Du an diesem Holze besitzest?“

„Holz ist Holz!“ antwortete Nadir etwas ärgerlich über die spöttische Miene des Derwisches.

„Die Dinge sind, wofür man sie hält“ — sagte dieser dagegen. „Du sagst: Holz ist Holz. Ich sage Dir, dieses Holz ist der schönste und größte Theil Deines Reichthums. Du bist jung und mußt noch Vieles lernen; darum erfahre von

mir, daß Dir dieses Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu schätzen weiß."

„Wo liegt das Land Edomia?" fragte Nadir hastig.

„Edomia ist eine Insel im Südmeere."

„Ah," seufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater versprochen, nicht über die See zu reisen."

Der Derwisch sah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!" rief er immer lachend, und so rufend und lachend ging er weiter, und als er schon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man das je gehört?"

Nadir blieb sehr verdrießlich vor dem Holzhaufen stehen; dann gab er diesem einen Fußtritt und ging. Aber am nächsten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das so große Schätze werth sein sollte, sehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwisch vorbei. Er stellte sich Nadir gegenüber und lächelte höchst spöttisch. Als er merkte, daß ihn dieses zu verdrießen begann, nahm sein Gesicht einen ernsthaften und beinahe betrübten Ausdruck an und mit ruhiger Stimme

sprach er wie folgt: „Nadir, Du bist ein unerfahrener junger Mann; Du hast Deinen Vater verloren; es ist die Pflicht jedes redlichen Menschen, Dir mit seinem Rathe beizustehen, wo er sieht, daß Du Dich auf Deinen wahren Vortheil nicht verstehst. Darum wiederhole ich Dir: Verachte dieses Holz nicht — am geeigneten Orte kannst Du dafür Schätze austauschen, die Königreiche werth sind. Das macht den Kaufmann, daß er für seine Waaren die rechten Orte aufsucht. Lade dieses Holz auf Dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Insel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelsteine.“

„Ich kann ja nicht!“ — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen.“

„Kindischer Mann!“ — sagte der Derwisch verweisend — „wenn die Menschen nie das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünschen, Ansichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die scheußlichsten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unsre Lenden, wir grüben das Feld mit unsern Nägeln auf und äßen Wurzeln anstatt des Brotes. Gehorche Du Deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt und ehre ihn,

indem Du seine Verlassenschaft klug vermehrst und das Geschäft, das er Dir übermacht, besser als er weiterführst."

Nach diesen Worten ging der Derwisch weiter. Am dritten Tage erschien er wieder auf demselben Platze. Da war das Holz verschwunden, oder vielmehr es lag schon wohl geschichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadir's waren mit Ausrüstung beschäftigt; Nadir überwachte sie.

„Bravo!" rief der Derwisch — „Bravo! Du gehst? Du reisest? glückliche Reise! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirst als der reichste Handelsherr der Welt heimkehren."

„Du irrst," sagte Nadir, „ich gehe nicht selber mit; ich schicke nur meine Knechte."

„Thor, dreifacher Thor!" rief der Derwisch — „ein solches Geschäft, solche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden sie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die sie für das Holz gewinnen, werden sie sich Königreiche kaufen. Du wirst umsonst jammern und Dein Recht suchen, denn sie werden eine Macht besitzen, gegen welche Dir kein Recht helfen kann. Wären sie die ehrlichsten Menschen, der Anblick der Reichthümer würde sie verderben und zu Treulosig-

keit verleiten. Du bist verloren, verrathen, bestohlen."

Während der Derwisch so sprach, hoben sie die Anker und begann der Steuermann das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angst ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten seine Knechte mit seinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und stand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günstiger Wind wehete, die Segel schwollen und ehe er aus seiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer seinen ganzen Charakter. Die stillen und blauen Wellen wurden wild und schwarz — warfen sich hin und her, sprangen empor, schwollen, setzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer und gewaltiger — kämpften unter einander — überstürzten sich und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leisen, sanften Winde bliesen immer stärker, bis sie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, so bekämpften sich oben Berge schwarzer Wolken, die wie feuerspeiende Berge aussahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße

und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen diesen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe seines todten Vaters zu hören, dessen Mahnung er so wenig und nun zu spät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb sein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die ältesten Seeleute auf dem Schiffe versicherten, nie einen solchen Sturm erlebt zu haben und behaupteten, es müsse sich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieses Strafgericht Gottes über sie heraufbeschwöre. Wenn sie wüßten, wer der Sünder sei, sagten sie, sie würden ihn in's Meer werfen, um das Schiff von seiner Sündenlast zu befreien und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach," sagte er zu sich, „wenn meine Schiffer Etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und sich nun dessen erinnern, bin ich verloren." So schwebte er in doppelter Gefahr, und sah er die verzweifelten Gesichter der Schiffsmannschaft mit demselben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In diesem Zustande beständiger Todesangst verlebte er Tage und Wochen und konnte sich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorschein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe,

von denen der Steuermann behauptete, daß sie sonst niemals dagewesen, bald kamen ihnen schwimmende Inseln in den Weg, die das Schiff zu zerquetschen droheten. Einmal blieben sie in einer Art von Gallerte stecken, in die sich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten sie sich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeschlange erschien, die nur ihren Rachen zu öffnen brauchte, um sie Alle sammt dem Schiffe auf einmal zu verschlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis sie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt schleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dies geschehen, als der Sturm plötzlich schwieg und der schönste Himmel herniederlachte. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß sie in der Hauptstadt der Insel Edomia gelandet und so glücklicherweise den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem sie lagen, wimmelte es von einem sehr geschäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe seines Schiffes und es fiel ihm an diesem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er sich aber nicht sogleich Rechenschaft zu geben wußte. Während er so sinnend dastand, drängte sich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieser Mann hatte einen

großen rothen Bart und jetzt erst merkte Nadir, was ihm an dem Volke als sonderbar aufgefallen war — alle Männer dieser Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erschrak bei dieser Entdeckung und der Mahnung seines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der sich ihm sehr höflich nahete und ihm sehr gefällig seine Dienste im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er seine geschäftigen Fragen beantwortete oder daß er sich für die Dienstbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je schroffer und kälter sich Nadir benahm, desto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise und nach der Art der Geschäfte, die er auf der Insel zu machen gedenke.

Auf diese Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe,“ sagte er, „dieses Holz, das in Balken und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir sagte, daß es auf Eurer Insel besonders geschätzt werde.“

Der Rothbart sah sich das Holz mit verächtlichen Blicken an und rief dann mit einer Stimme, in der sich das innigste Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! Du kommst zu spät. Einst, das ist

wahr, ist dieses Holz auf unsrer Insel fast den Edelsteinen gleichgeschätzt worden, aber da hat man uns auf Tausenden von Schiffen aus allen Weltgegenden so große Mengen desselben herbeigebracht, daß es im Preise sehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichsten Holzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich Dich ob all der Mühen, die Du auf Deiner Reise ertragen, um alle Drangsale und um alle Kosten, die Du Dir in dieser schlechten, höchst verfehlten Speculation gemacht hast!“

Nadir sah traurig auf seine Waare hinab und dachte: „Also hast Du Deinem Vater das gegebene Wort für Nichts gebrochen! und hattest obenein noch alle Last und Drangsale der Seefahrt zu überstehen.“

Der Rothbart bemerkte seine Niedergeschlagenheit, näherte sich ihm freundlich, legte die Hand auf seine Schulter und sprach zu Nadir in der väterlichsten Weise:

„Unsre, der älteren Männer Pflicht ist es, den Jünglingen zu rathen; wo sie in Fährlichkeiten kommen, sie herauszuziehen; wo sie verzweifeln, sie zu trösten. Du tröste Dich! Dein Holz kann in diesem Lande dermaleinst noch zu Ehren kommen. Du kannst es freilich nicht abwarten, da es sehr lange dauern möchte und mußt in Dein Vaterland

zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld fassen. Ich will Dir dieses Holz abkaufen und sollte mein Gewinn auch nur darin bestehen, einem strebsamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangst Du als Preis dieses Holzes?"

Nadir sah überrascht auf den Rothbart, der ihn seinerseits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Lasse Dir Zeit, lasse Dir Zeit!" — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich Dich zu einer Uebereilung verleiten sollte. — Siehe hier diese Mütze" — damit zog der Rothbart seine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „siehe hier diese Mütze — ich fülle Dir sie, womit Du sie gefüllt wissen willst. — Sprich, soll ich Dir sie mit Silber oder mit Gold füllen?"

Nadir zauderte. Das Glück schien ihm, nach seiner vorigen Niedergeschlagenheit, vom Himmel gefallen und er wußte nicht, was von all' dem zu denken.

„Lasse Dir Zeit, lasse Dir Zeit!" wiederholte der Rothbart — „ich will Dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling schuldig ist. Du wirst mir morgen früh die Antwort geben, damit Du Zeit habest zur Ueberlegung. Gott be-

wahre mich, daß ich durch Ueberraschung ein Geschäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geschäftsfreunde, Berücksichtigung seines Vortheils, wie ich von mir selber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich Dich ein, mir zu folgen und mein Gast zu sein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigst Du mir, wenn Du mir die Gelegenheit bietest, die Pflichten der Gastfreundschaft, diese süßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, steht Dir zu Gebote; walte darin nach Deinem Belieben, denn Du bist dessen Herr und Gebieter."

So sprechend hatte der Rothbart Nadir's Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor sich's dieser überlegen konnte, ob er ihm folgen solle oder nicht. Er war von so viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und schämte sich, der Aeußerung so freundschaftlicher und menschenfreundlicher Gesinnungen das geringste Mißtrauen entgegenzusetzen. Bevor er sich gefaßt hatte, stand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder stürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendsten Gastlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, schon hatte man ihm die Reisekleider abgezogen und sie durch die weichsten

mir, daß Dir dieses Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu schätzen weiß."

„Wo liegt das Land Edomia?" fragte Nadir hastig.

„Edomia ist eine Insel im Südmeere."

„Ah," seufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater versprochen, nicht über die See zu reisen."

Der Derwisch sah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!" rief er immer lachend, und so rufend und lachend ging er weiter, und als er schon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man das je gehört?"

Nadir blieb sehr verdrießlich vor dem Holzhaufen stehen; dann gab er diesem einen Fußtritt und ging. Aber am nächsten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das so große Schätze werth sein sollte, sehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwisch vorbei. Er stellte sich Nadir gegenüber und lächelte höchst spöttisch. Als er merkte, daß ihn dieses zu verdrießen begann, nahm sein Gesicht einen ernsthaften und beinahe betrübten Ausdruck an und mit ruhiger Stimme

sprach er wie folgt: „Nadir, Du bist ein unerfahrener junger Mann; Du hast Deinen Vater verloren; es ist die Pflicht jedes redlichen Menschen, Dir mit seinem Rathe beizustehen, wo er sieht, daß Du Dich auf Deinen wahren Vortheil nicht verstehst. Darum wiederhole ich Dir: Verachte dieses Holz nicht — am geeigneten Orte kannst Du dafür Schätze austauschen, die Königreiche werth sind. Das macht den Kaufmann, daß er für seine Waaren die rechten Orte aufsucht. Lade dieses Holz auf Dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Insel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelsteine."

„Ich kann ja nicht!" — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen."

„Kindischer Mann!" — sagte der Derwisch verweisend — „wenn die Menschen nie das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünschen, Ansichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die scheußlichsten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unsre Lenden, wir grüben das Feld mit unsern Nägeln auf und äßen Wurzeln anstatt des Brotes. Gehorche Du Deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt und ehre ihn,

indem Du seine Verlassenschaft klug vermehrst und das Geschäft, das er Dir übermacht, besser als er weiterführst."

Nach diesen Worten ging der Derwisch weiter. Am dritten Tage erschien er wieder auf demselben Platze. Da war das Holz verschwunden, oder vielmehr es lag schon wohl geschichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadir's waren mit Ausrüstung beschäftigt; Nadir überwachte sie.

„Bravo!" rief der Derwisch — „Bravo! Du gehst? Du reisest? glückliche Reise! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirst als der reichste Handelsherr der Welt heimkehren."

„Du irrst," sagte Nadir, „ich gehe nicht selber mit; ich schicke nur meine Knechte."

„Thor, dreifacher Thor!" rief der Derwisch — „ein solches Geschäft, solche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden sie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die sie für das Holz gewinnen, werden sie sich Königreiche kaufen. Du wirst umsonst jammern und Dein Recht suchen, denn sie werden eine Macht besitzen, gegen welche Dir kein Recht helfen kann. Wären sie die ehrlichsten Menschen, der Anblick der Reichthümer würde sie verderben und zu Treulosig-

keit verleiten. Du bist verloren, verrathen, bestohlen."

Während der Derwisch so sprach, hoben sie die Anker und begann der Steuermann das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angst ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten seine Knechte mit seinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und stand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günstiger Wind wehete, die Segel schwollen und ehe er aus seiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer seinen ganzen Charakter. Die stillen und blauen Wellen wurden wild und schwarz — warfen sich hin und her, sprangen empor, schwollen, setzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer und gewaltiger — kämpften unter einander — überstürzten sich und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leisen, sanften Winde bliesen immer stärker, bis sie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, so bekämpften sich oben Berge schwarzer Wolken, die wie feuerspeiende Berge aussahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße

und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen diesen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe seines todten Vaters zu hören, dessen Mahnung er so wenig und nun zu spät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb sein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die ältesten Seeleute auf dem Schiffe versicherten, nie einen solchen Sturm erlebt zu haben und behaupteten, es müsse sich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieses Strafgericht Gottes über sie heraufbeschwöre. Wenn sie wüßten, wer der Sünder sei, sagten sie, sie würden ihn in's Meer werfen, um das Schiff von seiner Sündenlast zu befreien und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach," sagte er zu sich, „wenn meine Schiffer Etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und sich nun dessen erinnern, bin ich verloren." So schwebte er in doppelter Gefahr, und sah er die verzweifelten Gesichter der Schiffsmannschaft mit demselben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In diesem Zustande beständiger Todesangst verlebte er Tage und Wochen und konnte sich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorschein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe,

von denen der Steuermann behauptete, daß sie sonst niemals dagewesen, bald kamen ihnen schwimmende Inseln in den Weg, die das Schiff zu zerquetschen droheten. Einmal blieben sie in einer Art von Gallerte stecken, in die sich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten sie sich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeschlange erschien, die nur ihren Rachen zu öffnen brauchte, um sie Alle sammt dem Schiffe auf einmal zu verschlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis sie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt schleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dies geschehen, als der Sturm plötzlich schwieg und der schönste Himmel herniederlachte. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß sie in der Hauptstadt der Insel Edomia gelandet und so glücklicherweise den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem sie lagen, wimmelte es von einem sehr geschäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe seines Schiffes und es fiel ihm an diesem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er sich aber nicht sogleich Rechenschaft zu geben wußte. Während er so sinnend dastand, drängte sich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieser Mann hatte einen

großen rothen Bart und jetzt erst merkte Nadir, was ihm an dem Volke als sonderbar aufgefallen war — alle Männer dieser Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erschrak bei dieser Entdeckung und der Mahnung seines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der sich ihm sehr höflich nahete und ihm sehr gefällig seine Dienste im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er seine geschäftigen Fragen beantwortete oder daß er sich für die Dienstbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je schroffer und kälter sich Nadir benahm, desto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise und nach der Art der Geschäfte, die er auf der Insel zu machen gedenke.

Auf diese Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe,“ sagte er, „dieses Holz, das in Balken und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir sagte, daß es auf Eurer Insel besonders geschätzt werde.“

Der Rothbart sah sich das Holz mit verächtlichen Blicken an und rief dann mit einer Stimme, in der sich das innigste Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! Du kommst zu spät. Einst, das ist

wahr, ist dieses Holz auf unsrer Insel fast den Edelsteinen gleichgeschätzt worden, aber da hat man uns auf Tausenden von Schiffen aus allen Weltgegenden so große Mengen desselben herbeigebracht, daß es im Preise sehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichsten Holzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich Dich ob all der Mühen, die Du auf Deiner Reise ertragen, um alle Drangsale und um alle Kosten, die Du Dir in dieser schlechten, höchst verfehlten Speculation gemacht hast!"

Nadir sah traurig auf seine Waare hinab und dachte: „Also hast Du Deinem Vater das gegebene Wort für Nichts gebrochen! und hattest obenein noch alle Last und Drangsale der Seefahrt zu überstehen."

Der Rothbart bemerkte seine Niedergeschlagenheit, näherte sich ihm freundlich, legte die Hand auf seine Schulter und sprach zu Nadir in der väterlichsten Weise:

„Unsre, der älteren Männer Pflicht ist es, den Jünglingen zu rathen; wo sie in Fährlichkeiten kommen, sie herauszuziehen; wo sie verzweifeln, sie zu trösten. Du tröste Dich! Dein Holz kann in diesem Lande dermaleinst noch zu Ehren kommen. Du kannst es freilich nicht abwarten, da es sehr lange dauern möchte und mußt in Dein Vaterland

zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld fassen. Ich will Dir dieses Holz abkaufen und sollte mein Gewinn auch nur darin bestehen, einem strebsamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangst Du als Preis dieses Holzes?"

Nadir sah überrascht auf den Rothbart, der ihn seinerseits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Lasse Dir Zeit, lasse Dir Zeit!" — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich Dich zu einer Uebereilung verleiten sollte. — Siehe hier diese Mütze" — damit zog der Rothbart seine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „siehe hier diese Mütze — ich fülle Dir sie, womit Du sie gefüllt wissen willst. — Sprich, soll ich Dir sie mit Silber oder mit Gold füllen?"

Nadir zauderte. Das Glück schien ihm, nach seiner vorigen Niedergeschlagenheit, vom Himmel gefallen und er wußte nicht, was von all' dem zu denken.

„Lasse Dir Zeit, lasse Dir Zeit!" wiederholte der Rothbart — „ich will Dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling schuldig ist. Du wirst mir morgen früh die Antwort geben, damit Du Zeit habest zur Ueberlegung. Gott be-

wahre mich, daß ich durch Ueberraschung ein Geschäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geschäftsfreunde, Berücksichtigung seines Vortheils, wie ich von mir selber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich Dich ein, mir zu folgen und mein Gast zu sein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigst Du mir, wenn Du mir die Gelegenheit bietest, die Pflichten der Gastfreundschaft, diese süßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, steht Dir zu Gebote; walte darin nach Deinem Belieben, denn Du bist dessen Herr und Gebieter."

So sprechend hatte der Rothbart Nadir's Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor sich's dieser überlegen konnte, ob er ihm folgen solle oder nicht. Er war von so viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und schämte sich, der Aeußerung so freundschaftlicher und menschenfreundlicher Gesinnungen das geringste Mißtrauen entgegenzusetzen. Bevor er sich gefaßt hatte, stand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder stürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendsten Gastlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, schon hatte man ihm die Reisekleider abgezogen und sie durch die weichsten

und bequemsten Hausgewänder ersetzt, schon prangten die köstlichsten Speisen und Getränke vor ihm, ehe er nur zu Worte kommen konnte. Die Frau des Rothbarts und seine Kinder umgaben ihn wie dienende Sclaven und erzählten ihm Mährchen und allerlei Geschichten, daß er von all dem wie betrunken war und er hätte sich ganz behaglich gefühlt, wenn ihn nicht die keimenden Bärte röthlicher Farbe um das Kinn der Knaben in seinem Behagen ein wenig gestört hätten. Selbst die Frau und die Töchter hatten einen röthlichen Flaumenanflug auf der Oberlippe.

So kam der Abend heran. Der Vater Rothbart entschuldigte sich, in Geschäften ausgehen zu müssen und verließ das Haus, nicht ohne den Gast noch seiner Familie auf's Angelegentlichste empfohlen zu haben. In der That erneuerte diese ihre Anstrengungen, Nadir zu zerstreuen und mit Tänzen, Erzählungen, Scherzen jeglicher Art zu unterhalten und sie gaben sich besondere Mühe, wenn sie bemerkten, daß er Miene machte, aufzustehen oder wenn er den Gedanken hatte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Aber diese Anstrengungen ermüdeten endlich die Familie, und die Frau und ein Kind nach dem andern entschlief. Dies benutzte Nadir, um leise aus der Stube und aus dem

Hause zu schleichen. Er bedurfte der frischen Luft; denn, offen gestanden, war es ihm etwas ängstlich geworden unter seinen liebenswürdigen Wirthen. Ihre allzugroße Freundlichkeit schien ihm unnatürlich und wenn er von Zeit zu Zeit bemerkte, daß sie sich Blicke des Einverständnisses zuwarfen, war es ihm sehr unheimlich. Darum that ihm nun ein Spaziergang durch die Gassen der Stadt doppelt wohl, obgleich es überall stockdunkle Nacht war und nirgends auch nur das kleinste Lämpchen brannte.

Lange irrte er so umher, besorgt, unruhig, nachdenklich, bis er durch einen Lichtschimmer und einen eigenthümlichen Lärm angelockt wurde. Beides, Lichtschimmer und Lärm kamen aus einem sehr tiefliegenden Fenster, das mehr als halb unter dem Erdboden stak. — Nadir, unter dem Schutze der Nacht, legte sich vor dieses Fenster und sah hinab in einen großen, weiten, unterirdischen Saal, und welch ein eigenthümliches, erstaunliches Schauspiel bot sich seinen Blicken, und welche merkwürdige Reden boten sich seinem Gehöre dar! —

Der unterirdische Raum war ein weiter Saal der Versammlung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inschriften u. dergl., wie die Versammlungssäle gesetzgebender oder gelehrter Körperschaften zu sein pflegen. Auf den halbmondför-

migen Sitzreihen saßen die versammelten Männer, junge und alte, und sämmtliche versammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angesicht wandten sie einer erhöheten Bühne zu; auf dieser stand eine Art von Thronsessel und auf dem Thronsessel saß der oberste Rothbart, dessen rother Bart, lang und breit, schier wie Feuer glänzte. Zwischen den Sitzreihen und dem obersten Rothbart stand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern bestieg. Aber was sagten diese Redner? — Nadir, der am Fenster horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er diese Reden anhörte. Die Reden nämlich bestanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an diesem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geschicklichkeit, mit der sie ausgeführt worden, belobte der oberste Rothbart den Redner und klatschten die versammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Versammlung in förmliche Begeisterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und priesen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien versammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein solcher Mann als Muster hingestellt und der oberste Rothbart rief ihr zu: „Jüng-

linge, so zu werden, wie dieser, soll Euer eifrigstes Streben sein.“ Mancher Redner hingegen, der sich eine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen und einen Betrug nicht mit dem erwünschten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Versammlung ausgezischt, verhöhnt, und nachdem er vom obersten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abschreckendes Beispiel dargestellt. Der oberste Rothbart knüpfte dann an einen solchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden sollen, bei welcher Gelegenheit der oberste Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionste Kiste Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit sechs Füßen fabricirte und sie als Naturwunder den Gelehrten des Westens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland starken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waschen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kisten kostbarer alter Münzen für Nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold sei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entsetzt. Aber wie wurde ihm erst zu Muthe, als sein Gastfreund auf-

trat und sprach wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberster Rothbart! Heute Morgen ist ein junger Gelbschnabel von Kaufmann in unsern Hafen eingelaufen. Sein Schiff ist angefüllt mit jenem kostbaren Holze, das alle Schätze unsrer Insel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden seiner bemächtigt und ihn in Bezug auf sein Geschäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieses Holz auf unsrer Insel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gast in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beschäftigt sind, ihn zu zerstreuen und festzuhalten. Morgen früh wird das Geschäft abgemacht. Ich fülle ihm diese meine Mütze, womit er sie gefüllt haben will und das kostbare Holz ist mein. Der Dummkopf ist auf diesen Antrag eingegangen."

Nachdem er so gesprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erschrak aber sehr, als der oberste Rothbart so begann: „Du nennst den Fremden einen Dummkopf? — Du selber bist ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie so? erhabener oberster Rothbart?" — fragte Nadir's Gastfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann sie ihm

geben, denn, bei der Kostbarkeit des Holzes ist er dann doch noch tausendfach betrogen."

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt," — rief der oberste Rothbart — „kannst Du ihm die auch geben?"

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offnem Munde stehen. Die Versammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorsitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen," murmelte Nadir's Gastfreund und stieg beschämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenster, pries sein Geschick, das ihn dahin geführt hatte und schlich nach Hause und auf sein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufschlug, stand der Rothbart vor ihm. „Nun," sagte er mit dem süßesten Lächeln — „nun, Du edler Fremdling, womit wünschest Du, daß ich Dir diese Mütze fülle?"

„Mit lebenden Flöhen!" — donnerte ihm Nadir entgegen und sah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in sich zusam-

men, als wäre er in diesem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach," stammelte er, „ich sehe, Du bist so weise, wie der oberste Rothbart und an Dir ist Nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide bestehen können; aber ich bitte Dich, lasse Dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern sehen lassen kann und daß sie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin diese Rücksicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenlosen Rufe schuldig."

Nadir versprach, sein Möglichstes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforschte die Preise und schloß dann mit seinem Gastfreund einen Handel ab, bei dem sie Beide bestehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und anderen Kostbarkeiten verließ er darauf so schnell als möglich die Insel der Rothbärte, auf der er sich so unheimlich und mit seinem schwarzen Barte so einsam fühlte.

Wieder, sobald er auf offener See war, begann eine lange Reihe von Gefahren — die wir aber nicht weiter aufzählen wollen, weil diese Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach

langer, langer Fahrt, zwar als der reichste Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewissensbissen, seines Vaters Wünsche so wenig beachtet zu haben, in den Hafen seiner Vaterstadt einlief.

Der erste Mensch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feste Land setzte, war der Derwisch. „Nun," rief dieser, indem er mit Behagen seinen glänzend schwarzen Bart streichelte, „nun, mein Freund Nadir, bist Du zurück? Bekenne, daß ich Dir das Beste gerathen, als ich Dich aufforderte, Dein altes Holz nach der Insel Edomia überzuschiffen."

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwisches und bei diesen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender," rief er, „Du hast mich verleitet, die Rathschläge meines Vaters zu mißachten, Du hast mich in tausend Gefahren gestürzt und Du hast mich in ein Land geschickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den schönsten Schatz, das Vertrauen in die Menschen, verloren habe."

So sprechend faßte er den Derwisch am Nacken und warf ihn in seinem Zorne in den Hafen. Er verschwand unter dem Wasser. Nach einiger Zeit arbeitete er sich wieder empor — aber er war schwer

zu erkennen, so sehr verändert war er. Aus seinem Barte floß mit dem Seewasser die schwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, stand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Diese Geschichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen sie, wobei sie krampfhaft lächeln und so thun, als ob sie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Irland.

Elfenkönig O'Donoghue.

Vor langer Zeit beherrschte das ganze Land der Grafschaft Kerry ein wunderschöner junger und guter König. Sein Name war O'Donoghue. Die größten Baumeister und Zauberer der Welt hatten ihm auf hohen Bergen ein Schloß gebaut, das nicht seines Gleichen hatte. Die Wände waren aus purem Golde, die Thüren und Thore aus Krystall, das Dach aus festem Morgenroth. In seinem Garten wurde es niemals Winter und Bäume aus Indien und Arabien blüheten da und Blumen, die niemals verwelkten. So lebte König O'Donoghue sehr glücklich. Aber eines Tages kam ihm die Laune, den großen Stein, welcher den See in seinem Garten schloß, wegzuheben, um seinen Rittern und Edelfrauen seine große Kraft zu zeigen. Aber kaum hatte er den Stein weggehoben, als sich der See auf das Land stürzte und den größten Theil der Grafschaft Kerry überschwemmte und viele hunderttausend Menschen und die schönen Fluren, die sich

sonst dort ausbreiteten, bedeckte. Denn der See im Garten des Königs war ein verzauberter See und grundlos. So entstanden die Seen von Killnary, das Wunder der Welt, der „Stolz Irlands.“ Die Insel der Hirsche, die Insel der Eichen, die sich aus ihrem Schooße erheben und aussehen wie volle Blumenkörbe, zeigen noch heute, wie schön das Land gewesen sein muß, das von den Wellen des verzauberten Sees bedeckt wurde. König O'Donoghue, der Gute, konnte sich über seinen Leichtsinn nicht beruhigen, verzweifelte und warf sich in die Fluthen. Aber die Elfen, die im See von Killnary wohnen, fingen ihn in ihren Armen auf und suchten ihn zu trösten. Der gute, junge, wunderschöne König gefiel ihnen so sehr, daß sie ihn gern zum Elfenkönig gemacht hätten. Aber das durften sie nicht, so lange er ihnen nicht beweisen konnte, daß ihm die Menschen vergeben hatten, und dieses konnte er nur durch die Liebe eines schönen, unschuldigen Mädchens beweisen. —

Jeden Maimorgen stieg nun König O'Donoghue hinauf und umritt die schönen Ufer des Killnarysees und suchte ein Mädchen, das schön und unschuldig wäre und ihn liebte. Er fand keines und kehrte auf seinem weißen Rosse traurig in den See zurück, um am nächsten Maienmorgen wieder aufzutauchen.

Einmal vor langer, langer Zeit lebte am Ufer

des Killnarysees in einer kleinen Hütte eine Jungfrau Namens Melcha. Sie war so unschuldig wie eine Heilige und so schön wie eine Elfe. Kein Jüngling der ganzen Grafschaft Kerry wagte, sich ihr in Liebe zu nahen, so unschuldig war sie und so schön. Das machte die arme Melcha sehr traurig und einsam schlich sie an den Ufern umher. Sie gewann die Einsamkeit und den schönen See so lieb, daß sie am Ende die Menschen vergaß, die ganze Zeit am Ufer zubrachte, mit den Wellen sprach, mit den Vögeln sang und mit den Blumen sich unterhielt. Wenn es Nacht war, konnte sie kaum den Morgen erwarten, um wieder hinauszugehen an den See, so sehr war ihr Herz erfüllt von einer Sehnsucht, einer Liebe, die sie an die murmelnde und lispelnde Welle band. Besonders im Monat Mai war ihr oft zu Muthe, als müßte sie sich auf einmal mitten in die Wellen werfen. Einst — es war an einem schönen Maiabende — saß Melcha wieder draußen am Ufer und horchte dem Lispeln der Wellen und dem Rauschen des Laubes über ihrem Haupte. Es wurde spät, sie wollte zurück in die Hütte, aber sie konnte nicht; eine geheimnißvolle Macht hielt sie zurück, es war ihr, als ob sie Jemand am Rocke hielt. Aber als es immer später wurde, raffte sie sich auf und eilte

was sie konnte vom Ufer fort. Da lispelte es mit wundersüßer Stimme aus den Wellen heraus:

Du schöne Jungfrau, bleibe, bleibe,
Verweile bis der Morgen thaut;
Ich mache Dich zur Elfenbraut,
Ich mache Dich zum Königsweibe.

Diesen süßen Tönen konnte sie nicht widerstehen; sie sank in's Moos und entschlief. Nach einigen Stunden weckte sie noch süßere Musik. Sie sah nach dem See und im Morgengrauen tauchte aus der Mitte der Wellen ein schönes Haupt empor, das einen goldenen Helm mit weißem Federbusche trug. Dicke, schwarze Locken fielen auf die Schultern herab; das Angesicht war weiß wie Lilien und fast durchsichtig, die Augen waren blau, die Zähne wie eine Perlenschnur. Bald stand ein ganzer Reiter auf den Wellen. Er trug einen grünen Panzer von Smaragd und ein langes, glänzendes Schwert. Sein Pferd war weiß wie Morgennebel und die Bügel und Zügel glänzten wie Thau. So ritt der Ritter über den See auf Melcha zu, die sich nicht regen konnte. Er stieg vom Rosse, das er an einen Baum band und legte sich neben Melcha in's Moos. So schöne Worte sprach er zu ihr, daß ihr wohl um's Herz wurde und sie zu lachen und zu weinen begann wie ein Kind. Bald sagte sie ihm, daß sie

ihn liebte und er sagte es ihr wieder. Dann gab er sich ihr zu erkennen als König O'Donoghue, und als sie sagte, daß sie seine Braut sein wollte, steckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger und sie gab ihm ihre Schärpe. Dann küßte er sie und versprach, sie am Maienmorgen des nächsten Jahres abzuholen, um sie zu heirathen. Dann stieg er wieder auf sein weißes Pferd, ritt bis in die Mitte des Sees, winkte noch einmal mit der Hand und versank. Die ganze Luft klang von Musik, alle Bäume begannen mit einem Male zu blühen und Blätter und Blumen riefen: „König O'Donoghue ist Bräutigam." Melcha glaubte, daß sie geträumt habe, aber der Ring an ihrem Finger sagte es ihr deutlich, daß sie König O'Donoghue's Braut war.

Am liebsten hätte Melcha die ganze Zeit bis zum Maienmorgen des nächsten Jahres verschlafen, so sehr sehnte sie sich, des Königs O'Donoghue's Weib zu werden. Endlich kam der Abend vor jenem Morgen. Sie zog ihr weißes Brautkleid an und steckte Blumen in's blonde Haar, das sie lang auf beiden Seiten herabfallen ließ. So stellte sie sich auf den Felsen hin, der heute der Fels der Adler heißt, um den ganzen See zu überschauen. Aber sie wartete lange; kein König O'Donoghue kam und sie fürchtete schon, er hätte seine Braut vergessen.

Als aber der Morgen zu grauen begann, erkannte sie, wie im Zwielicht der See sich öffnete. Aus seinem Schooße stieg zuerst eine Schaar von kleinen schönen Knaben, welche Kränze, Sträuße und Blumenkörbe in den Händen trugen. Gekleidet waren sie in kurze, luftige, hellgrüne Wämschen, die die zarten Glieder kaum bedeckten; ihnen folgte eine Reihe von Jungfrauen, welche goldene Gewänder, Schleier und Geschmeide aller Art auf rothen Kissen trugen; gekleidet waren sie in langwallende, faltige weiße Gewande und ihre blonden Locken spielten im Winde. Gleich nach ihnen kamen zwölf Harfner, theils Jünglinge in kurzen Gewändern, theils Greise mit breit herabfließenden Bärten, langen weißen Kaftanen. Sie spielten auf Harfen süße Melodien und die Knaben, die neben ihnen gingen, sangen dazu. So unter Harfenklang und Gesang tauchte König O'Donoghue auf seinem weißen Rosse empor. Er war anders gekleidet, als im vorigen Jahre. Seine ganze Rüstung war weiß, ein weißer, breiter Mantel deckte ihm die Schultern — aber auf der Brust war die grüne Schärpe zu sehen, die ihm Melcha geschenkt hatte. Auf den schwarzen Locken trug er eine goldene Königskrone und in der Rechten einen Scepter von Elfenbein, auf dessen Spitze ein Kleeblatt von Gold erglänzte. Ihm folgte noch eine

Reihe von Pagen, Rittern und Frauen. Aber der ganze Zug stellte sich auf dem entgegengesetzten Ufer auf und Melcha war von ihm durch die Breite des Sees getrennt. — Doch erkannte sie, wie ihr der Bräutigam liebend zulächelte. Eine ungeheure Sehnsucht ergriff sie, zu ihm zu gelangen und sie wollte vom Felsen hinabspringen. Aber sie fürchtete zu ertrinken, ohne daß sie vielleicht ihr Bräutigam erretten konnte, und sie zauderte und fing an zu weinen. Da ertönte es hinter ihr:

„Nur zu, nur zu, Du schöne Fee!
Killnary-See
Thut seiner Königin nicht weh.“

Da faßte sie sich ein Herz und sprang hinab — da stand der ganze Zug unten und König O'Donoghue drückte sie in seine Arme. Die Harfner begannen zu spielen, die Jünglinge, Knaben und Mädchen zu singen, und unter dem Rufe: „Hoch O'Donoghue, König der Elfen! hoch Melcha, seine Königin!“ versank der ganze Elfenkönigshof in die Tiefe des Sees.

Seit jener Zeit blüht und gedeiht das schöne Ufer des Killnary-Sees, denn der Elfenkönig liebt das Land, in dem seine Königin geboren worden. Jeden Maienmorgen taucht er noch aus dem See und glücklich derjenige, der ihn da erblickt, denn ihm wird es wohl ergehen und er wird lange leben.

Die Geschichte des Königs Lavra.

Lange, lange Zeit, bevor der Herr seine Apostel mit dem Heile in's ferne Irland schickte und Sanct Patrick die Drachen und Schlangen in's Meer jagte, lebte und regierte auf dieser Insel der König Lavra. König Lavra war ein Irländer und hatte ein gutes Herz. Aber ein Leibesfehler, der ihn entstellte, machte ihn manchmal grausam, und dieser Leibesfehler bestand in Eselsohren, die ihm viele Zoll hoch am Kopfe wuchsen. Um sie zu verbergen, trug König Lavra sehr lange Haare und that so, als ob er diesen Schmuck sehr liebte. Ja, er trieb es so weit, daß er all seinen Unterthanen bei Todesstrafe befahl, sich ebenfalls die Haare wachsen zu lassen. So kam es bald, daß damals jedem Irländer Kopf, Hals, Nacken und Rücken von dicken Haarwellen bedeckt waren und man gewöhnte sich so sehr an diese

Tracht, daß Einem am Ende die Vorliebe des Königs gar nicht mehr als etwas Besonderes erschien. Nur einmal im Jahre ließ sich der König den Bart scheeren, da man doch den Bart nicht so lang kann wachsen lassen, als die Haare. Aber kaum war das geschehen, als der König jedesmal dem Barbier den Kopf abschlagen ließ. Man zerbrach sich den Kopf darüber, warum der sonst so gute König sich gegen die unschuldigen Barbiere so grausam zeige.

Am Ende nahm man allgemein an, des Königs Barthaare seien von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ihm das Rasiren jedesmal die größten Schmerzen verursache, daß er diese Schmerzen der Ungeschicklichkeit des Barbiers zuschreibe, und daß er dann in einem Anfalle von Wuth, der vielleicht auch in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Barthaars seinen Grund habe, den armen Barbier köpfen lasse. So gab man sich auch zuletzt über diese Grausamkeit zufrieden. Nicht sobald ruhig war die edle Zunft der Barbiere, welche Nichts so sehr fürchteten, als die Ehre, ihren König barbieren zu dürfen. Im Laufe der Zeit bildete sich der Brauch, daß, wenn der verhängnißvolle Rasirtag des Königs herannahete, alle Barbiere des Reichs zusammentraten und ihre Namen in einen Hut warfen. Dessen

Namen dann herausgezogen wurde, der beichtete, rasirte und starb.

Einmal fiel das Loos auf den jungen und einzigen Sohn einer Wittwe, dessen Vater einst das Glück gehabt hatte, in einer Schlacht dem Könige das Leben zu retten. Der junge Barbier that seine Pflicht und wurde zum Tode geführt, aber da drang die unglückliche Mutter mitten durch alle Wachen des Palastes bis an den Thron, um den die gefallenen Barthaare noch herumlagen, warf sich dem Könige Lavra zu Füßen, erinnerte ihn an den Dienst, den ihm ihr todter Mann erwiesen, sprach von ihrem Wittwenjammer, weinte und klagte und hielt eine so rührende Rede, daß der König sich seiner Undankbarkeit gegen den Vater des Opfers schämend und von dem Unglück der Wittwe gerührt, dem jungen Barbier das Leben schenkte. Aber bevor er ihn entließ, nahm er ihn noch einmal bei Seite und ließ ihn schwören, nie und nimmer einer menschlichen Seele nur eine Silbe von dem anzuvertrauen, was er gesehen hatte und ernannte ihn noch zu seinem beständigen, lebenslänglichen Leibbarbier. Der Sohn der Wittwe versprach Alles, was der König von ihm verlangte.

Das ganze Land freuete sich darüber, daß der König auch diese einzige Grausamkeit abgelegt, die

ihn verunzierte und war voll Jubel und pries die Großmuth und den Edelsinn Lavra's. Mehr als das ganze Land zusammen freuete sich natürlich der junge Barbier, der so sicherem Tode entronnen war. — Seine Freude dauerte lange, — aber nach und nach fing sein Geheimniß an, ihn zu drücken. Es lastete wie ein Alp auf seiner Brust — es schnürte ihm die Kehle zu — es erstickte ihn förmlich. Er wurde düster, melancholisch, schweigsam und unendlich traurig. — Seine gute Mutter beobachtete ihn lange, am Ende wußte sie nicht, was sie über den Zustand ihres Sohnes denken sollte und sie entschloß sich, sich bei einem weisen Manne Raths zu erholen. Der weise Mann sagte ihr: „Deinen Sohn drückt und würgt ein Geheimniß. Er wird so lange daran kranken, bis er es irgend Jemand anvertrauet hat. Und so rathe ich ihm Folgendes. In der Grafschaft Wicklow steht auf einem Kreuzwege eine einsame Weide, deren Zweige, von Blättern schwer, auf allen Seiten bis zur Erde herabhängen. Im Innern dieser Weide wohnt eine Elfe. Dahin gehe Dein Sohn diese Nacht, und wenn der Vollmond just auf die Weide scheint, krieche er unter ihr Laub und vertraue sein Geheimniß dem Geiste, der sie bewohnt."

Die Wittwe hinterbrachte den Rath des weisen

Mannes ihrem Sohne und dieser that, wie die Mutter sagte. — Gleich in der ersten Nacht suchte er die Weide auf dem Kreuzwege in der Grafschaft Wicklow auf und wartete nun, bis der Mond aufging und seine Strahlen auf das Laub voll und glänzend fallen ließ. Dann kroch er unter die Zweige und flüsterte leise, leise dem Stamme zu: „Der König Lavra hat Eselsohren!“ — Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als es ihm schon wie ein Stein vom Herzen fiel; er wurde wieder lustig und froh wie ehemals und die Wittwe war dem weisen Manne sehr dankbar.

Kurze Zeit darauf begab es sich, daß einer der Sänger des Königs just über den Kreuzweg in der Grafschaft Wicklow ging. Wie er so hinging, in Gedanken vertieft, ließ er die Harfe fallen, die zerbrach. Er sah sich um, wie er den Schaden wieder gut machen könnte und erblickte die Weide, die ihm gutes Holz zu sein schien. Er zog sein goldenes Messer aus der Tasche, schnitt einen Zweig ab und besserte die Harfe wieder aus. Am Abende desselben Tages gab der König Lavra in seinem Palaste ein großes Fest, zu dem an fünfzigtausend Gäste versammelt waren. Nachdem man sich an der reichbesetzten Tafel gehörig erfreut hatte, sollte auch gesungen werden. Der König gab dem Sänger, der

auf den Stufen des Thrones saß, ein Zeichen und er griff in die Saiten. Kaum aber hatte er die Saiten der Harfe berührt, als sich anstatt der gewohnten süßen Töne ein übernatürlicher Schrei hören ließ, und dieser Schrei rief ganz deutlich: „Der König Lavra hat Eselsohren!“ — Wie überrascht und erschrocken waren da die fünfzigtausend Gäste! König Lavra selbst war wüthend und wollte alle fünfzigtausend Gäste hinrichten lassen, „denn“ — dachte er bei sich — „was fünfzigtausend Gäste wissen, wissen in einer Stunde fünfmalhunderttausend, und was in einer Stunde fünfmalhunderttausend wissen, das weiß morgen das ganze Land.“ — Aber er konnte es doch nicht über's Herz bringen, der gute irische König, fünfzigtausend unschuldige Menschen hinrichten zu lassen, und da das Geheimniß einmal verrathen war, ergab er sich darein, ließ seine Haare kurz schneiden und zeigte künftig aller Welt seine Eselsohren. Man kümmerte sich nicht darum, denn ein gutes irisches Herz ist selbst unter Eselsohren etwas werth. Von jenem Abende an konnte auch Jedermann das Haar tragen wie es ihm beliebte.

Die wunderbare Weide, durch die das Geheimniß des Königs Lavra herauskam, steht noch heute. Jeder Wanderer, der die schöne Grafschaft Wicklow,

die „schönste der Welt,“ durchstreift, kann sie sehen. Sie steht da, umgeben von einer Umzäunung einfacher, auf einander geschichteter Steine, auf daß sie die Hirten nicht verletzen und sie noch lange sich erhalte, als ein liebes Andenken an alte Zeiten, an den guten König Lavra und an diese wunderbare Geschichte.

III.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretonisches Mährchen.

Böse Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder so viele Heilige besitzen, sind von der Plage der bösen Stiefmütter nicht verschont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die schädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben sie leider die bösen Stiefmütter vergessen und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeffik, die gute Jeffik von Josselin hatte eine der bösesten Stiefmütter der Welt und sie mußte mit diesem ihrem Plagegeist ihr schönes junges Leben in der Einsamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeffik, und das war ihre Liebe zu

dem guten und schönen Nebel aus der Nachbarschaft, und nur eine Hoffnung, die Hoffnung, den schönen Nebel zu heirathen und dann glücklich zu sein. Von dieser Freude, von dieser Hoffnung sprach sie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang, sich Abends wegzustehlen und hinter die Hecke zu schleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böse Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit ist klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, sie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu schlagen. Die böse Stiefmutter schlich der guten Jessik nach, und da sie sie hinter der Hecke mit dem schönen Nebel fand, faßte sie sie an ihren schönen blonden Haaren und schleppte sie grausam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief sie, „hinter der Hecke stehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke stehen!“

„Es geschieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jessik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geschieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet Ihr schön bleiben lassen,“ lachte

die Stiefmutter — „Du wirst einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jessik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn Du Dich noch einmal unterstehst und hinter die Hecke gehst, so lasse ich Dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausschreien.“

„Das werdet Ihr nicht thun, böse Stiefmutter!“ bat Jessik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun und ich schwör's bei allen bösen Geistern.“

Jessik erschrak sehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geschehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeschrien zu werden und der Pfarrer that es so gern für Geld und gute Worte. Darum nahm sich Jessik vor, künftig vorsichtiger zu sein, nicht aber, treu wie sie war, ihren Nebel zu verlassen, den schönen Nebel.

Und am nächsten Abend stand sie wieder mit ihm hinter der Hecke und sprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung

der Alten. Aber als Nedel weggegangen war, überfiel sie eine große Angst und in ihrer Angst lief sie, anstatt dem Hofe zu, hinaus in die Haide, in die große, weite, rothblühende Haide. Es war ihr, als müßte sie immer schneller und schneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter so weit als möglich hinter sich zu lassen. Und so lief sie und lief sie, bis sie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Haide an einem Hause der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niedersank.*) Die Häuser der Korigans sehen freilich schauerlich und wild aus; aber nur den Menschen scheinen sie so; im Grunde sind sie herrliche Paläste aus Diamant und Karfunkelstein. Jeffik war so müde, daß sie alle Furcht vergaß und sich im Hause der Korigans ausstreckte, um auszuruhen. Da schlug es Zwölf auf dem schönen Thurme von Josselin, in dem herrlichen Schlosse von Josselin, und wie es Zwölf schlug, wurde es auf der ganzen stillen Haide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott

*) Die alten Druidensteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelsteine, Altäre der alten Celten, bestehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtstehende so aufgelegt ist, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — saß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika saß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben sich wie Thüren unterirdischer Gänge und überall kamen Elfen und Kobolde hervor und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans schrien:

„Wir wollen tanzen und singen, tanzen und singen bis Sonnenaufgang.“

Auch da, wo Jessik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauspiele zusah, thaten sich eine Menge Steine und Steinchen auf und überall, rings um sie, tauchten Korigans aus dem Erdboden. Diese bemerkten Jessik zuerst und riefen: „Da ist ein Menschenkind, Jessik aus Josselin ist da, die muß mit uns tanzen.“

„Jessik aus Josselin muß mit uns tanzen!“ wiederhallte es auf der ganzen Haide.

„Auch mit uns singen!“

„Ja, auch mit uns singen!“ wiederhallte es auf's Neue.

Die gute Jessik zitterte vor Angst, denn sie hatte gehört, daß wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß sich so lange im Kreise schwingen und dazu singen, bis ihm der Athem aus der Brust entflieht und er todt zu Boden fällt. Da sie aber eine gute Christin

war, dachte sie, daß sie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado stehe und daß ihr diese Geister, wenn es böse Geister waren, Nichts anhaben können, und sie sagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit Euch tanzen und singen, da Ihr es aufrichtig zu wünschen scheint, aber Ihr müsset bedenken, daß wir Christenmenschen nicht so lange Athem haben wie Ihr, und Ihr müsset mir versprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu lassen.“

„Wir versprechen es! wir versprechen es!“ riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!“

„Wir schwören! wir schwören!“

Nun gab ihnen Jessik die Hand und stellte sich in die Reihen und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Haide und wie die Korigans tanzten, sangen sie immer dazu:

Alle guten Geister — alle guten Geister —

Weiter aber kamen sie nicht; es war als wüßten sie den Vers nicht weiter. Das fiel Jessik auf und sie fragte: „Aber warum singet Ihr nicht den Reim dazu?“

„Singe Du! singe Du!“ schrien alle Korigans auf einmal.

Und Jeffik sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,

als ob sie sich den Vers für ewige Zeiten in's Gedächtniß prägen wollten. Dann baten sie Jeffik, weiter zu singen, aber sie sagte, daß ihr Nichts mehr einfalle und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften sie Jeffik, da sie schon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkosungen und sagten alle zugleich und durcheinander: „Du bist ein gutes Mädchen, Jeffik! Du hast uns einen großen Dienst erwiesen! Wir sind Dir sehr dankbar! Bitte Dir was aus und es soll Dir Alles gewährt werden! —“

Jeffik dachte nach und da es ihr das höchste Glück schien, ihren Nedel ungestört sehen zu können, sagte sie: „Könnt Ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel sehen kann, ohne von der bösen Stiefmutter geplagt zu werden?“

„Du sollst es haben, sollst es haben!“ riefen

die Korigans und eine alte, gutmüthig aussehende Fee gab ihr einen Ring und sagte dazu: „So oft Du diesen Ring an Deinen Mittelfinger steckst, wird Deine böse Stiefmutter gezwungen sein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das so lange als Du den Ring auf dem Finger behältst."

Und da es Morgen war, verschwanden die Korigans und Jeffik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als sie in den Hof trat, sprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäusten entgegen. „Landläuferin! Dirne!" fing sie an und wollte eben über Jeffik herfallen, als diese schnell den Ring an den Mittelfinger steckte. Die böse Stiefmutter ließ ihre Arme sinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als sie im Garten fertig war, ging sie auf das Feld und als sie auf dem Felde fertig war, kam sie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig. Jeffik sah ihr lächelnd zu; dann ging sie in die Stube und rief ihren schönen Nedel. Nun konnten sie in der Stube selbst, und oben an am Tische und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute und waren sehr glücklich. Erst als Nedel weggegangen war, zog Jeffik den Ring der Korigans

vom Finger und die böse Stiefmutter kam so müde vom Kohlzählen heim, daß sie schlafend auf's Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man sagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer sei. Die gute Jeffik sollte das auch erfahren. Sie sah den schönen Nebel so oft, sie plauderte so viel mit ihm, daß sie ihm am Ende gar Nichts mehr zu sagen hatte. So saß er manchmal da und gähnte schrecklich und sah sie nicht einmal an, weil er sie schon auswendig wußte. Am Ende kam es so weit, daß die arme Jeffik die böse Stiefmutter vergebens auf's Kohlzählen schickte! Nebel benützte die Gelegenheit nicht mehr und er, der sonst stundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte sich mit der guten Jeffik, denn so sind die Männer in der Bretagne, daß sie das, was sie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß sie nur das haben wollen, was sie nicht haben können oder sollen. Nur in der Bretagne sind die Männer so und — Gottlob! — sonst nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeffik noch un-

glücklicher als vorher, denn die böse Stiefmutter, die so viel Zeit mit Kohlzählen verlor, sah ihre Wirthschaft vernachlässigt und war verdrießlich und keifte beständig. Nebel kam immer seltener und zuletzt erfuhr Jeffik, daß er ohne sie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit schöneren Mädchen zu tanzen. Jeffik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nebel Ueberdruß einzuflößen, das wäre nicht geschehen und er wäre nicht müde geworden, sie anzusehen, wenn sie anstatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nebel die schönen Mädchen so liebte.

Diese Gedanken plagten sie und ließen sie nicht schlafen. Mitten in der Nacht sprang sie aus dem Bette und lief auf die Haide, auf die große, weite, rothblühende Haide, und als sie am Hause der Korigans ankam, fand sie das ganze Völkchen versammelt und das tanzte und sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister.

„Da ist Jeffik! Jeffik aus Josselin ist da!“ riefen Alle voll Freude — „sie wird wieder mit uns tanzen und singen! Ja, ja, tanzen und singen!“

„Mit Vergnügen!“ — sagte die gute Jeffik — „aber nur unter denselben Bedingungen, wie das erste Mal!“

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unsern Kreis und tanze und singe.“

Und Jeffik tanzte mit und sang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verursachte, als sie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt und sie dachte daran, heute dasselbe zu thun und sie sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlösen — der wird die Welt erlösen!

„Singe weiter! singe weiter!“ riefen sie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jeffik war schon sehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!“ sagte sie und fiel in’s Gras.

„Das ist Schade,“ seufzten die Korigans.

Doch waren sie wieder sehr gütig gegen Jeffik und versicherten sie, daß sie ihnen einen großen Dienst erwiesen und forderten sie wieder auf, irgend Etwas, und sei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring,“ sagte Jeffik, „hat mir kein Glück gebracht und ich gebe ihn Euch zurück. Ich hätte

anstatt der Freiheit Schönheit verlangen sollen, denn Nebel liebt die schönen Mädchen.“

„Du sollst Schönheit haben! Du sollst Schönheit haben!“ riefen die Korigans, und eine schöne junge Fee, die auch sehr gutmüthig aussah, gab ihr ein Halsband und sagte: „Wenn Du dieses Halsband umlegst, wirst Du in unwiderstehlicher Schönheit strahlen und Keiner aus dem Männervolke wird Dir widerstehen können.“

Jessik war unsäglich froh. Sie steckte das Halsband in die Tasche und lief heim, wo sie zum Glück ankam, noch ehe die böse Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog sie ihre schönsten Kleider an und legte das Halsband um. Dann sah sie in den Spiegel. Herr Gott, wie schön war sie, so schön, daß sie vor sich selbst erschrak und daß sie den Spiegel gewiß nicht verlassen hätte, wenn sie nicht begierig gewesen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um sich in so großer Schönheit vor Nebel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszustechen. Doch schämte sie sich, in solcher Schönheit durch's Dorf zu gehen und sie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte sie doch auf den großen Weg kommen und da kam ihr ein stattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter ent-

gegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!“ — rief Raul der Blaubart ganz erstaunt, — „gibt es hier zu Lande so schöne Mädchen! So was hab' ich mein Lebtag nicht gesehen!“

Jessik zitterte sehr, als sie den blauen Bart und die glühenden Augen sah und die schreckliche Art, wie er sie anstarrte und wie er auf sie zuritt.

„Das versteht sich von selbst,“ fügte er hinzu, „daß eine solche Schönheit mein Weib wird.“ Und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er schon Jessik faßte, sie vor sich auf den Sattel schwang und im Galopp quer Feld ein sprengte.

Jessik vergingen die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor sich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die sich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor in einen großen Hof, der von einem Riesenhunde bewacht war. Sonst war nirgends eine Christenseele zu sehen. Der Ritter führte sie durch ein lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern, in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, kostbaren Kleiderstoffen und Teppichen nur so strotzte.

„Dieses Alles,“ sagte Raul der Blaubart, „wird

Dir gehören, denn noch heute wirst Du mir dort in jener Capelle angetraut. Das würde sogleich geschehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Christen auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das schadet Nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück und da wird die Trauung geschehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte Dich so gut Du kannst, aber versuche mir nicht zu entfliehen, denn der Riesenhund würde Dich in Stücke zerreißen."

So sprechend verließ er Jeffik und ritt aus dem Schlosse, um sich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die kostbaren Kleiderstoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles schön und gut, das hätte Jeffik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit sehr gefallen, aber jetzt und hier in diesem einsamen, öden Schlosse erfüllte sie Alles mit Grauen. Und sollte sie Nebel für immer verloren haben und diesem Heidenmenschen, Raul dem Blaubart, von dem sie schon so viel Böses gehört hatte, angetraut werden als sein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete sie immer, daß der Riesenhund komme und sie auffesse oder wenigstens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er so ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte.

Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und ersetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel und die ganzen Stunden und je weiter der Tag vorrückte, desto mehr bellte er und jedes Gebell erfüllte Jessik mit unsäglicher Angst. Sie wußte nicht wohin zu flüchten. Da erinnerte sie sich, daß ja der Blaubart von einer Capelle gesprochen hatte und sie sagte sich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verschaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jessik war eine fromme Seele. Da fing sie denn an zu suchen und kam denn am Ende auch in die Capelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die sank sie hin und betete inbrünstig. Wie sie so inbrünstig betete, regte sich etwas unter ihren Knieen. Sie stand auf; die drei Leichensteine erhoben sich und aus den offenen Gräbern stiegen drei todte Frauen.

„Arme Jessik! Arme Jessik! Arme Jessik!“ riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer seid Ihr, die Ihr mich so bedauert?“ fragte Jessik.

„Wir sind die drei Frauen, die der Blaubart schon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und Du wirst die Vierte sein, wenn Du nicht Muth hast.“

„Ich habe Muth," sagte Jessik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann."

„Entfliehe!"

„Ich möchte wohl, aber der Riesenhund wird mich zerreißen."

„Nimm dieses Gift, damit er mich vergiftet hat," sagte die erste Frau, „und wirf es dem Hunde vor."

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen ist?"

„Nimm diesen Strick," sagte die Zweite, „damit er mich erdrosselt hat, und lasse Dich die Mauer hinabgleiten."

„Aber wie nach Hause gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?"

„Nimm diesen Stock," sagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeschlagen."

Jessik nahm das Gift, den Strick, den Stock und die Frauen stiegen wieder in die Gräber und sie eilte fort. Sie warf das Gift dem Riesenhunde vor und er verschlang es und verreckte; und sie band den Strick an einen Erker und ließ sich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief sie Tage und Tage lang bis sie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen ge-

dachte. Da sah sie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin schleppte sie sich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer,“ flehte sie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen stehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange.“

Wie sie die Männer ersahen, waren sie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten sich Alle um sie und jeder bot ihr seine Dienste an, der wollte sie auf seinem Pferde, der auf seinem Esel, der auf seinem Wagen, der auf seinem Rücken nach Hause bringen. Bald aber sagten sie, daß sie sie gar nicht fortlassen wollten und daß sie bei ihnen bleiben müsse und bald boten ihr Alle ihre Hände an und Jeder wollte sie heirathen; sogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eifersüchtig und dieselben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dagesessen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Messer, um sich gegenseitig zu bekriegen. Wie das Alles die Weiber sahen, sprangen sie auf und umringten die arme Jessik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten sie eine Landstreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu säen.

Die Männer warfen sich dazwischen, um Jessik zu vertheidigen und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jessik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß das Alles von dem Halsbande komme und sie band es schnell ab und schlang es einer alten, runzligen, triefäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine saß. Sogleich stürzten alle Männer der alten, runzligen, triefäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften sie mit Liebkosungen und Liebeserklärungen. Jessik benutzte diesen Augenblick, da auch die Weiber sich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam sie auf der Haide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als sie Jessik erblickten.

„Jessik! Jessik ist wieder da!“ riefen Alle voll Freude, — „Jessik wird wieder mit uns tanzen und singen.“

„Ach, ich bin so müde!“ seufzte sie.

„Tanze doch! tanze doch!“ riefen Alle mit flehender Geberde und ein Korigan strich ihr mit seinen Händen über den Leib, daß sie sich gleich frisch und gestärkt fühlte.

„Nun, weil Ihr es so wollt,“ sagte sie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen.“

„Gewiß! Gewiß!“

Und der Tanz begann und die Korigans sangen:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen. —

Da hörte das Lied auf und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das ist ein schlechtes Lied,“ sagte Jeffik, „ein schlechtes Lied, das ohne Reim aufhört.“

„So singe weiter, singe weiter!“ riefen alle Korigans und ihre Stimmen klangen so traurig und so flehend und sie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jeffik den Tanz wieder an und sang dazu:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen. —

„Nun — und“ — schrien die Korigans.

Die Guten und die Bösen.

„Die Guten und die Bösen!“ schrien alle Korigans so laut und freudig, daß die ganze Haide zitterte. Ihre Gesichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden strahlend und durchsichtig, die häßlichsten

Korigans wurden schön und die ganze Haide war mit einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt und die Korigans weinten vor Freude.

„Was ist Euch?“ fragte Jeffik gerührt.

„Du hast uns erlöst, gute Jeffik, Du hast uns erlöst!“ riefen Alle und wälzten sich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie so denn erlöst?“

„Wir waren verdammt, so lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis eine Christenseele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erste Zeile gewußt haben. Du hast uns alle drei Zeilen dazu gesungen und wir sind erlöst und gehen nun in die ewige Ruhe ein.“

„O, wie schön,“ sagte Jeffik, „ich habe verdammte Seelen erlöst!“

„Nun verlange noch Etwas, ehe wir von der Erde scheiden.“

Jeffik dachte nach. „Die Freiheit,“ sagte sie zu sich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich in's Unglück gestürzt und Zwietracht gesät — was soll ich jetzt verlangen? Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, soll ich Reichthum verlangen? — Ja,“ sagte sie laut, „gebt mir Reichthum!“

„Du hast ihn! Du hast ihn!“ riefen alle Korigans und verschwanden.

Wie sie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nebel entgegen und überhäufte sie mit Vorwürfen und nannte sie eine Landstreicherin und die böse Stiefmutter gab ihr zwei starke Ohrfeigen auf beide Backen. Jessik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jesus! was ist das?“ — rief die böse Stiefmutter — „sieh nur, Nebel, sie weint ja lauter Perlen, jede Thräne ist eine Perle.“

„Weiß Gott!“ sagte Nebel, „lauter Perlen! pure Perlen!“

Die böse Stiefmutter holte schnell eine große Mulde und hielt ihr sie unter die Augen, daß sie da hineinweine und die köstliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen lasse.

Jessik war selbst so erstaunt, daß sie starr vor sich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! sie weint nicht mehr!“ schrie die böse Stiefmutter, „ich will Dir helfen!“ — Und damit gab sie ihr wieder zwei Ohrfeigen und selbst Nebel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jessik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nebel unter ihre Augen hielten, von Perlen voll. Doch war

die Stiefmutter nicht zufrieden und als Jessik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing sie wieder an, sie zu ohrfeigen.

Aber diesmal war es Nebel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!“ sagte er, „und Jessik hat genug geweint!“

„Was genug!“ schrie die böse Stiefmutter, „man hat nie Perlen genug! Diese Gans! die Jessik! Wenn ich solche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen.“

Und abermals erhob sie ihre Hand, um Jessik zu ohrfeigen. Aber Nebel war ärgerlich und gab ihr sämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böse Stiefmutter selber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete sie, und sie starb augenblicklich.

Nun konnte Jessik den schönen Nebel heirathen, und da sie mit der Mulde voll Perlen so reich waren, daß sie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nebel gar keine Versuchung, sie weinen zu machen. Erst nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reisen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jessik, die er sehr liebte, einige Püffe.

Aber die Gabe der Korigans war indessen kraftlos geworden, weil sie nicht geübt war und Jeffik weinte ganz gewöhnliche Thränen. So gab es denn Nedel für alle Zukunft auf, sein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn sie nur viel lachte.

Animo.

Eine baskische Sage.

Die verheiratheten Männer saßen auf der Bank vor der Dorfschenke; die jungen Leute standen vor ihnen. Alle rauchten kleine Cigarren aus Spanien und Alle sprachen über das große Ereigniß, das seit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beschäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Gespräche nicht erschöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber ist nicht jener unglückselige, ewig wandernde Schuster aus Jerusalem gemeint, sondern ein anderes Wesen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der seit Menschengedenken von sich sprechen machte, der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthselhafteste und unheimlichste. Die ältesten Leute im Dorfe erinnerten sich, schon in ihrer frühesten Ju-

gend von ihm gehört zu haben und schon damals hieß er seines hohen Alters und seiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beste und größte Kugel des geschicktesten Jägers konnte ihm Nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von seiner Brust abprallte, oder daß er es im Fluge mit seiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne schleuderte, oder daß er es verächtlich aus seinem Rachen ausspie. Eben so wenig wie die Kugel vermochten die Fallen Etwas gegen ihn auszurichten. Wie geschickt und gefährlich man sie auch angelegt, am andern Tage fand man sie zerstört und unschädlich gemacht. So hatten es denn die verschlagensten und muthigsten Bärenjäger längst aufgegeben, ihn auf's Korn zu nehmen und man konnte das um so leichter, als man sich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der selbst seinen ärgsten Feinden verzieh. Selbst die Kühnen, die sich ihm mit dem Messer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unsanft an seine Brust, warf sie dann zu Boden, rollte sie eine Zeit lang hin und her, schüttelte sie und ließ sie dann laufen. Trotzdem schwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche

That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Diese That war geschehen. Animo, einer der jüngsten unter den Bärenjägern, hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles das ging aus dem Gespräche der Alten und Jungen vor der Dorfschenke hervor.

Die Sonne verschwindet früh aus den pyrenäischen Thälern und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langsam aus dem Thalgrunde herauswächst und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergspitzen noch in volles Licht getaucht sind und wie glühende Sterne in der Luft schweben. Die Abende sind lang; man ist froh, wenn man Etwas zu sprechen hat und nimmt es Niemand übel, wenn er dieselbe Geschichte zum zwanzigsten Male wiederholt. Die Geschichte von der Erlegung des Ewigen Juden, schon hundertmal durchsprochen, war noch immer ein beliebter Stoff und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieser an der Seite seines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zusammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen und der Maire des Dorfes lud ihn ein, sich zu setzen. Aber Animo setzte sich nicht. Auf die

Schulter seines Freundes gestützt, blieb er aufrecht stehen und senkte nur sein blasses Gesicht auf die Brust, daß es die herabfallenden schwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

„Warum sollte ich mich setzen?“ fragte er endlich — „stehen doch auch die anderen jungen Leute und nur die Verheiratheten sitzen? Warum thun mir die Verheiratheten so große Ehre an?“

„Nun,“ sagte ein Alter von der Bank, „wir ehren Dich, Animo, weil wir Dich ehren wollen, weil Du ein guter Junge bist, weil Du Deine Mutter ehrst und sie auf gute Weise ernährst.“

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“ seufzte Animo und schwieg. Nach einer Weile erwiederte er: „Das ist es nicht! Andere thun dasselbe und Ihr lasset sie stehen, wie es sich für junge Leute ziemt.“

„Nun,“ sagte ein Anderer von den Alten mit einigem Spott, „nun, da Du Dein Lob hören willst, so höre es. Wir bieten Dir einen Platz an unsrer Seite, weil wir Dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der das gethan hat, was seit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen ist; weil Du den Ewigen Juden getödtet hast.“

„Das ist es! Ich habe es wohl gewußt!“ sagte

Animo, und er setzte sich hin und verbarg sein blasses und trauriges Gesicht in die Hände und schwieg.

Die Umstehenden wußten nicht, wie sie Animo's Traurigkeit deuten sollten und schwiegen ebenfalls still und sahen einander an. Animo selbst unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufsprang und ausrief: „Nun, so will ich es Euch sagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden nicht erlegt!"

„Was sagst Du?" riefen Alle erstaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!" wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja selber liegen sehen! und es hat es doch kein Anderer gethan?"

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan," sagte Animo.

„Und was ist denn an der Sache?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe," fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; Er hat mich erlegt!"

„Er ist wahnsinnig! Er macht sich lustig über uns!" schrie man da und dort.

„Stille!" gebot ein Alter, „da steckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!"

„Ja wohl," sagte Animo, „da steckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den

Ihr gekannt habt, der ist todt, der ist vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin selbst der Ewige Jude!"

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn fortzufahren, aber das Gelächter stockte plötzlich, als Animo aus tiefster Brust ein Gestöhn hervorstieß, das sie schaudern machte und das, wie es ihnen schien, einige Aehnlichkeit mit dem Gestöhn eines angeschossenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen," sagte wieder Animo, nachdem er sich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felsen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und schoß und traf seine Brust, aber wie von einem Eisen fiel die Kugel ab in's Moos. Der Ewige Jude stellte sich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Messer entgegen. Da ich es ihm in die Brust stoßen will, schlägt er mir mit seiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Messer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich so gewaltig an seine Brust, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da

Animo, und er setzte sich hin und verbarg sein blasses und trauriges Gesicht in die Hände und schwieg.

Die Umstehenden wußten nicht, wie sie Animo's Traurigkeit deuten sollten und schwiegen ebenfalls still und sahen einander an. Animo selbst unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufsprang und ausrief: „Nun, so will ich es Euch sagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden nicht erlegt!"

„Was sagst Du?" riefen Alle erstaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!" wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja selber liegen sehen! und es hat es doch kein Anderer gethan?"

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan," sagte Animo.

„Und was ist denn an der Sache?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe," fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; Er hat mich erlegt!"

„Er ist wahnsinnig! Er macht sich lustig über uns!" schrie man da und dort.

„Stille!" gebot ein Alter, „da steckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!"

„Ja wohl," sagte Animo, „da steckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den

Ihr gekannt habt, der ist todt, der ist vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin selbst der Ewige Jude!"

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn fortzufahren, aber das Gelächter stockte plötzlich, als Animo aus tiefster Brust ein Gestöhn hervorstieß, das sie schaudern machte und das, wie es ihnen schien, einige Aehnlichkeit mit dem Gestöhn eines angeschossenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen," sagte wieder Animo, nachdem er sich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felsen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und schoß und traf seine Brust, aber wie von einem Eisen fiel die Kugel ab in's Moos. Der Ewige Jude stellte sich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Messer entgegen. Da ich es ihm in die Brust stoßen will, schlägt er mir mit seiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Messer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich so gewaltig an seine Brust, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da

sah ich den Ewigen Juden, der mir mit seiner Schnauze in's Gesicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Nase und fiel todt nieder. Ich habe sehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo seine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären ist jetzt in mir, die Seele des Animo ist fortgeflogen; das ist gewiß."

Die Zuhörer waren erstaunt, denn wie zur Bestätigung der Geschichte kam abermals aus Animo's Brust jene schauerliche Bärenstimme.

„Du bildest Dir dergleichen wohl nur ein," sagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeschlagenheit, in der er da saß, zu trösten.

„Ha, ha, das meint Ihr nur, weil die Sache so außerordentlich ist," erwiederte Animo. „Der Curat (Pfarrer), der hat studirt und weiß es auch besser. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Curat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du siehst aus, als wäre die Seele eines Bären in Dich gefahren. Der versteht es besser und ich muß es am besten wissen, wie ich seit damals verändert bin. Hört! wie Ihr da vor mir steht, wie ich nur die Augen aufhebe, um Euch anzusehen, erwacht die schrecklichste Lust in mir, Einen nach dem Andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es

nur nicht, weil ich nicht will und die schreckliche Lust bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden gestorben bin und weil nun die Bärenseele in einem reinen Leibe lebt."

Während dieser langen Rede hatten sich die Zuhörer wieder gefaßt und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem spöttischen Lächeln. Der Maire aber blieb ernst und sagte: „Das mag Manchem sonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß so was schon oft geschehen ist. Man hat es nur vergessen, weil sich Nichts der Art in unsrer Zeit zugetragen. Es ist ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reisen. Das haben unsre Voreltern gewußt; wir haben es vergessen. Ich glaube Dir, Animo, denn, offen gesagt, ich habe Dich seit jenem Tage schrecklich verändert gefunden."

Da der Maire so sprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen und es war leicht, ihm zu glauben.

Animo war darüber sehr erfreut. „Nun ist mir leichter," sagte er, „denn es hat mir das Herz abgedrückt, so unter Euch umherzugehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mordgedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich Etwas thue, was,

wenn Ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo schaden würde."

So sprechend wollte er gehen. Aber der Maire hielt ihn zurück. „Nimm Dich nur recht zusammen," ermahnte dieser, „damit kein Unglück geschehe. Und wenn man in Deinem elenden Zustande Etwas für Dich thun kann, so sage es nur grade heraus."

„Allerdings," sagte Animo schnell, „allerdings könnt Ihr was für mich thun. Es erbarme sich einer der Männer und erschieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann."

Die Männer schwiegen. „Das geht wohl nicht an," sagte der Maire, „so lange Du diese menschliche Gestalt trägst. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute vom Departement würden an die Geschichte nicht glauben."

Animo zuckte die Achseln, winkte seinem Freunde Rago, der die ganze Zeit hindurch schweigend dagestanden hatte und ging.

„Jetzt," sagte er zu Rago, „da das Geheimniß heraus ist, ist mir so wohl, wie mir seit damals nicht gewesen. Jetzt gehen wir zu Resa. Sie wird schon schlafen, aber ich werde sie herauspochen. Ich muß sie sprechen, denn mir ist so wohl zu Muth und sie wird es freuen, mich so heiter zu sehen. Armes Ding, wie hat sie Animo geliebt. Du,

guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich sie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich sie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geschieht ein Unglück, wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Resa; sie ist so zart gebaut; sie ist so schön. Wenn ich es aber doch thue, dann, guter Freund, stoße mir Dein Messer in den Nacken."

Rago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Messe gelesen. Der Maire war der Meinung, daß dies geschehen sollte und der Curat war gern bereit, geschmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, als er ihm an der Brücke begegnet, angesehen, daß er ein Anderer geworden. Animo, oder die Gestalt, die jetzt den Namen trug, stand an der Thür der Kirche, während die Seelenmesse gelesen wurde und weinte vor Rührung als er sah, wie inbrünstig die guten Leute und unter ihnen seine Mutter für den Todten beteten. Er drückte nach der Messe allen Vorübergehenden die Hand und dankte dem Maire und dem Curat für die gute Meinung. Seine Mutter aber küßte er unter Thränen. Diese beruhigte ihn und schwur, daß sie ihn immer lieb haben wollte, so lange er die Gestalt ihres Animo trage.

Animo, besorgt, daß er unter den Menschen doch ein Unheil anrichten könnte, hielt sich seit der Seelenmesse meist in den Wäldern auf den Bergen auf. Man hörte fast Nichts mehr von ihm und man sprach auch nicht mehr von der Erlegung des Ewigen Juden. Man fürchtete sich, von der Geschichte zu sprechen.

Eines Nachmittags stürzte Rago, von den Bergen herabkommend, mit einem Gesichte voll Entsetzen in's Dorf. Er rannte von Haus zu Haus und stieß ein wildes Geschrei aus. Alle Einwohner versammelten sich um ihn und nach langer Bemühung gelang es ihm, die Worte hervorzubringen: „Ich habe den Animo getödtet! —"

„Deinen besten Freund!" riefen Alle erschrocken — „wie ist das zugegangen?"

„Ich ging auf die Jagd," erzählte Rago, „und kaum trete ich in den Wald, als mir ein ungeheurer Bär, fast so groß wie der Ewige Jude, mit Gebrüll entgegen kommt und seine Tatzen nach mir ausstreckt. Ich hatte grade Zeit genug, das Messer zu ziehen und ich stieß es ihm mit Einem Stoß in die Kehle. Der Bär fiel, aber wie er mir zu Füßen lag, war es Animo, mein bester Freund Animo."

Wie er auserzählt hatte, wandte sich Rago wie-

der und eilte nach dem Walde zurück; alle Männer folgten ihm laufend. Als sie an den Eichbaum kamen, den im vorigen Jahre der Blitz gespalten hatte, sahen sie, wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erst verwunderten sie sich, dann machten sie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen sie auf die Schulter und trugen sie dem Dorfe zu, die Andern folgten und sprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als sie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einrem Male die Tragbahre so leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und sahen nach und wirklich war Animo von der Tragbahre verschwunden. Wo ist er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachschreitenden Männer merken müssen. Indessen konnte man sich doch nichts Anderes denken und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und suchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgespaltene Eiche und da lag der todte Animo ausgestreckt, grade so wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geschah dasselbe; die Bahre wurde wieder leicht, Animo

war verschwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und so auch das dritte Mal. Aber als sie dies Mal zurückkehrten, sahen sie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt und er sprach mit derselben Stimme, mit der er sonst zu sprechen gewohnt war und sagte: „Es wird Euch nicht gelingen, mich von hier fortzuschaffen, denn Ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indessen danke ich Euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht Euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich schon selber für mich sorgen."

Nachdem er so gesprochen, fiel er in's Moos zurück und war wieder todt. „Nun," sagten die Männer, „wenn er selber für sich sorgen will, so laßt ihn gewähren." Und sie kehrten in's Dorf zurück; nur einige der besten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, setzten sich ringsumher auf Baumstumpfe und in's Moos, zündeten ihre Cigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend und bald ging der Mond auf und sein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langsam rückte der Mond am Himmel vorwärts und langsam wich der Schatten der Eiche zurück.

Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animo's fielen, schloß sich seine Wunde am Halse und er erhob sich so grade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Cigarre aus der Tasche, zündete sie schweigend an der Cigarre Rago's an, lachte und ging tonlosen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verschwand, ohne sich einmal umgesehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was sie erlebt hatten. Der Maire fand das Alles sehr natürlich und versicherte, daß er ihnen Alles hätte so voraussagen können. Als sie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protocoll bringen möchte, lachte er sie aus und sagte, das verstünden sie nicht und dergleichen abergläubische Dinge paßten nicht in ein Protocoll und entehrten die Justiz. Rago aber rieth er, sich aus dem Dorfe und in's Gebirge zurückzuziehen. „Denn," fügte er hinzu, „wir Alle wissen, wie sich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache ist. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gensdarme möchte wohl gern daran glauben, es ist ihm aber verboten und er wird seine Anzeige machen und da könntest Du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es ist also am besten, Du

hältst Dich so lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit an's Licht kommt — die Wahrheit siegt immer — oder bis die ganze Sache vergessen wird."

Rago that, wie ihm der Maire gerathen und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab in's Dorf, um an den Gesprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo sehr oft zu sehen bekomme, daß dieser oft, in der Nacht wie am Tage, schweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felsenspitze zur andern schreite, daß weder sein Schritt noch sein Sprung irgend einen Ton von sich gebe und daß sich das loseste Geröll unter ihm nicht bewege.

Eines Abends, da Rago wieder in's Dorf kam, hielt er sich vor der Schenke nicht auf, sondern ging schnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hause Resa's, der Geliebten Animo's. — „Resa," sagte er, „Animo hat mich heute angesprochen. Er will, daß ich Dich hinausführe, denn er wünscht sehr, Dich wieder einmal zu sehen."

„Der gute Junge! er liebt mich also noch immer, das treue Herz!" seufzte Resa und warf ihr Mäntelchen um und setzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als sie an dem Fuße des Berges, der das Thal schließt, und auf der kleinen Hochebene vor demselben anlangten, erblickten sie Animo, der auf einem Felsenblocke saß und ganz so aussah wie sonst. Um ihn herum im Kreise tanzte im Mondenscheine eine große Menge Bären, die sehr lustig zu sein schienen. Rago und Resa erschraken vor diesem Schauspiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: „Fürchtet Euch nicht! Sie thun Euch Nichts!“ — Und die Beiden traten, unbelästigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. „Seht Ihr,“ sagte er, auf die Bären deutend, „dies sind die Kinder des Ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommet nun mit mir in meine Behausung.“

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der sich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage schritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Resa stolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

„Wo bleibt Ihr?“ rief er aus weiter Ferne.

„Wir sehen ja Nichts und können nicht weiter,“ antworteten die Beiden.

„Ach so! das habe ich vergessen,“ murmelte Animo. Er kehrte um und führte seine beiden Gäste wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte

er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab sie Resa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg und der Freund und die Geliebte folgten ihm; sobald sie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, so daß sie jeden Stein auf dem Wege, und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges sehen konnten. Nach halbstündiger Wanderung kamen sie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelsteinen ausgelegt war, so daß er sich selbst beleuchtete. Animo setzte sich auf eine Bank und Rago und Resa setzten sich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — „Hier," sagte Animo, „könnt Ihr die Blumen auslöschen; es ist hell genug und Ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr."

Sie thaten, wie er sagte, und die Blumen erloschen wie Kerzen, da sie darauf bliesen. Dann warteten sie, ob ihnen Animo sagen werde, warum er sie eingeladen hatte; aber Animo schwieg und so fing denn Resa selbst an:

„Animo, wenn Du eine arme Seele bist, die Erlösung braucht, so sage es nur grad heraus und wir werden für Dich thun, was möglich ist."

„Ich?" — sagte Animo — „ich bin keine arme Seele."

„Also,“ fuhr Resa fort, „bist Du ein seliger Geist?“

„Ich?“ — sagte wieder Animo, — „ich bin kein seliger Geist.“

„Wenn Du keine arme Seele und kein seliger Geist bist, so lebst Du?“

„Ich?“ — lächelte Animo — „ich leben? ich lebe nicht.“

„Also bist Du todt?“ fragte Resa.

„Nein, todt bin ich auch nicht,“ erwiederte Animo.

„Um Gotteswillen, was bist Du denn, wenn Du nicht lebendig und nicht todt bist!“ rief Resa erschrocken.

„Das ist eben die ganze Geschichte,“ lächelte Animo geheimnißvoll, dann seufzte er und schwieg.

Nach einer langen Pause fing er wieder zu Resa gewendet an: „Nun will ich Dir sagen, warum ich Dich habe kommen lassen, Resa. — Ich habe Dich noch immer lieb und frage Dich, ob Du mich heirathen willst, wie Du es mir versprochen hast.“

Trotz Allem zauderte Resa nicht einen Augenblick, ein vernehmliches „Ja“ auszusprechen.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß Dir voraus sagen, daß Du nur todte Kinder zur Welt bringen wirst, wenn Du mich heirathest.“

„Dann kann ich es nicht thun!“ sagte Resa.

„Du hast Recht!“ seufzte Animo und fing an zu weinen und Resa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder seine Thränen und sagte zu Rago: „Nun mich Resa nicht heirathen will, mußt Du, lieber Freund, für sie sorgen und auch für meine Mutter mußt Du sorgen. Ich sehe es nicht gern, daß Du, mein liebster Freund, auf die Bären schießest, von denen viele mir sehr nahe verwandt sind; Du mußt ein anderes Geschäft und ein einträglicheres anfangen. Werde Du ein Schmuggler! So oft Du willst, wird sich dieser Berg für Dich öffnen und Du wirst durch diesen Gang in Einer Stunde auf spanischen Boden gelangen, während Du über die Berge sechs Stunden brauchst. Auch bist Du so vor den Douaniers sicher.“

„Gern, gern!“ rief Rago freudig.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß Dir eine Bedingung stellen. Du darfst nur Kaffee schmuggeln und niemals Taback. Kaffee muß Jeder trinken und es ist keine Sünde, ihn zu schmuggeln; mit Taback ist es was Anderes, denn Rauchen ist überflüssig. Siehst Du, Rago, das Alles weiß ich jetzt ganz gut.“

Rago ging auch auf diese Bedingung ein und Animo verabschiedete seine Besucher. Die Blumen

leuchteten wieder und als sie in's Dorf kamen, war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Mensch mehr mit Animo gesprochen, obwohl ihm unzählige in den Bergen begegnet sind, denn er hat seit jener Zeit die Stimme verloren. Er versucht es wohl, von Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzusprechen, aber seine Lippen bewegen sich ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht sieht man ihn über die Berge hinschreiten. Nie hat er Jemand Etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er in's Dorf, aber dann ist er unsichtbar. Resa hat einmal, da sie schon sehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hause ein Geräusch gehört; als sie heraus trat, sah sie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hause zugekehrt, vor dem Fenster stehen, durch das Animo mit ihr zu sprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieselben, die sie in ihrer Jugend für ihn gestrickt hatte. Als sich die Sandalen in Bewegung setzten und fortgingen, merkte sie, daß Animo in ihnen stecken mußte, denn auf einer gewissen Höhe über den Sandalen, grade da, wo der Kopf hätte sein müssen, sah sie eine platte, runde Mütze, die sich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwischen ihnen und der Mütze war grade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Der Saludador.

Eine baskische Sage.

Eine Mutter, die sieben Söhne nach einander in die Welt setzt, ist überall siebenfach gesegnet, aber im Lande Escualdunac, d. i. im Lande der Basken dies- und jenseits der Berge, ist eine solche Mutter hundert- und tausendfach gesegnet. Denn Einer von den sieben Söhnen hat unfehlbar am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes und der so Gezeichnete ist ein Saludador oder Ensalmador. Ein Saludador oder Ensalmador aber ist ein vor Allen auserwählter Mensch, ein von Gott besonders Gebenedeiter. Er ist bestimmt, die Menschen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er ist ein Arzt der Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obsieger des Todes, soweit der Mensch, der sterbliche, dem Tode obsiegen kann. Es gibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den überflüssigen

Tod. Der nothwendige Tod ist der unabwendbare, von Gott seit Ewigkeit und Weltanfang vorher bestimmte; dem entrinnt keine Creatur, vor dem kann auch keine Creatur schützen und schirmen. Der überflüssige Tod ist derjenige, der aus Vernachlässigung, aus schlechter Behandlung, zumeist aus der Unwissenheit der studirten Aerzte entspringt. Dieser überflüssige Tod tödtet die meisten Menschen, lange bevor sie das ihnen bestimmte Ziel erreicht haben. Sie könnten sich noch viele, viele Jahre des Lebens erfreuen und in voller Gesundheit, wenn nicht die Aerzte wären. Gegen diesen überflüssigen Tod und gegen die Aerzte ist der Saludador ein Retter und Heiland, vom obersten Heiland selber in die Welt geschickt, wie dessen Wappen auf Gaumen oder Zunge beweist. Der Saludador erkennt sogleich jede Krankheit und wenn es ein Mittel gegen dieselbe gibt, auch sofort das Mittel, und sei es in einem Wasser, in einer Pflanze oder in einem Thiere versteckt. Glücklich ist der Saludador, denn er wird geehrt, wie es ein auserwählter Helfer verdient, und die Schätze der Welt fließen ihm zu in so großen Strömen als er nur will.

Dies Alles wußte auf's Genaueste der arme Mann Celhabe Santz, der in Malmaçon Haus hielt. Darum ist es kein Wunder, daß er trotz

seiner Armuth die Art, mit der er eben vor seiner Hütte Holz spaltete, mit Verachtung weg und seine Baskenmütze jubelnd in die Luft warf, als ihm die Hebamme ankündigte, daß seine Familie sich so eben vermehrt und daß ihm ein siebenter Sohn geboren sei. Sofort versammelte er seine sechs ältern Söhne, die sich auf dem Hofe herumtrieben, stellte sie in Reihe und Glied gegen die Sonne gerichtet, ließ sie ihre Mäuler so weit als thunlich aufsperren und untersuchte ihre Zungen und Gaumen mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit. Aber keine Spur von einem Kreuze! Unter den sechs Jungen fand sich der Saludador nicht und der Vater beurlaubte sie mit Verachtung und ging in die Stube, um den Neugeborenen zu herzen und zu küssen, denn dieser mußte der Saludador sein. Zwar fand sich auch in dessen Munde das Kreuz noch nicht, aber das konnte den wissenden Vater nicht erschrecken, denn das Kreuz kommt auf Zunge oder Gaumen erst dann zum Vorschein, wenn der Saludador sein erstes Vater Unser oder Ave Maria sagen kann, ebenso wie sich seine Heilkraft erst im dreizehnten Lebensjahre zeigt. Celhabe Santz faßte sich also in Geduld, so that auch seine Ehegattin. Beide vereinigten sich, den Knaben, den sie Betiri nannten, auf's Sorgfältigste zu pflegen und eine Bürgschaft, daß sie einen wirk-

lichen und wahrhaftigen Saludador pflegten, fanden sie in dem wunderbar sanften und gutmüthigen, nicht im Mindesten weinerlichen Wesen des Kindes.

Nun aber gibt es zweierlei Arten von Kindern; solche, die durch zärtliche Behandlung besser werden, und solche, die durch dieselbe Behandlung anspruchsvoll, eigensinnig, launisch und böse werden. Es zeigte sich bald, daß der kleine Betiri glücklicherweise zu der ersten Art gehörte. Kaum war er groß genug, um irgend eine Willensmeinung äußern, irgend eine Handlung vornehmen zu können, als er sich schon voll guten Willens, hülfreich und liebend zeigte. Für die Aufmerksamkeit, mit der er als ein künftiger Saludador von seinen Eltern, Geschwistern und vom ganzen Dorfe behandelt wurde, war er außerordentlich dankbar und bei jeder Verehrung, die ihm angethan wurde, fast gar sehr beschämt, bescheiden und demuthsvoll. In seiner Güte beeilte er sich auch, auf Andringen seines Vaters das Vater Unser und das Ave Maria zu erlernen und es war großer Jubel im Hause und im Dorfe, als sich schon einen Tag darauf das bewußte Kreuzchen, das sichere Zeichen eines Saludadors, auf seiner Zunge zeigte. Mit seinem Verstande erkannte er bald, was das zu bedeuten hatte und im Bewußtsein seines hohen Berufes als Helfer in Schmerzen wurde er

still und nachdenklich und immer liebevoller und sinniger. Tage lang irrte er auf Bergen und in Thälern umher und suchte sich mit den Pflanzen und Pflänzchen bekannt zu machen, die ihm einst die wunderbaren Heilmittel liefern sollten. So ging er oft sehr früh schon mit nackten Füßen durch den Morgenthau und wenn er, ohne es zu wissen, auf das zauberhafte Goldkraut trat, schlief er ein und verstand die Sprache der Vögel, Hunde und Wölfe und das Geflüster der Blätter und der kleinsten Pflänzchen; da erfuhr er denn wunderbare Dinge und unter Anderem auch, wie gern, wie unendlich gern und freiwillig alle Pflanzen, Thiere und Gesteine ihre Geheimmittel hergeben, um den Menschen zu helfen, wenn die Menschen nur guten Willen genug haben und Kenntniß genug, sich ihrer zu bedienen. Diese Güte und Hülfsbereitwilligkeit, der er überall in der Natur begegnete, rührte ihn sehr und gab ihm eine gute Lehre.

Während er so durch Berge und Thäler irrte, führten Vater, Mutter und Brüder ein Freudenleben. Von Arbeit war nicht mehr die Rede; Hacke und Pflug rosteten im Winkel; kaum daß sich Celhabe Santz manchmal dazu hergab, etwas Kaffee oder Taback für die Kaufleute von Bayonne auf versteckten Pfaden über die Grenze zu bringen, wie

sehr er auch dieses Geschäft dermaleinst geliebt hatte. „Warum sollten wir uns auch plagen?“ sagte er, „Betiri wird uns Schätze in's Haus bringen und uns zu reichen Leuten machen!“ — Schon wählte der Alte in seinen Gedanken Häuser, Schlösser und Güter aus, welche er einst kaufen wollte, wenn sein Sohn nur erst Kaiser und Könige, Prinzessinnen und Baroninnen geheilt haben werde. Die Barone von Escairac schwebten ihm immer vor den Sinnen, denn deren Güter und Titel stammten der Sage nach alle von einem Saludador, den sie in der Familie gehabt und der einen englischen Prinzen von der englischen Krankheit geheilt. Schon sah sich der alte Eelhabe als Baron und in einem Schlosse wohnend und Wein von Frontignan und von Alicante trinkend. Indessen aber lebte er, wie man zu sagen pflegt, auf Puff und machte Schulden. Je größer die Schulden wurden, desto mehr freuete er sich, denn sie waren ihm wie ein Kalender, der das Heranrücken der Zeit ankündigte, da sein Sohn als Saludador zu prakticiren und Schätze zu sammeln anfangen sollte.

Der dreizehnte Geburtstag war ein Festtag für's ganze Dorf. Alles kam, um ihm zu gratuliren; der Vater berauschte sich, die Mutter weinte vor Freuden. Schon an diesem Tage hatte Betiri viel-

fache Gelegenheit, seine wunderbare Gabe zu bewähren, denn es hatten sich auf den Ruf hin sehr viele Kranke aus der ganzen Umgegend im Dorfe versammelt. Zuerst kam eine schöne junge Frau mit glänzenden Augen. Die klagte über Schmerzen im Herzen, das manchmal so klopfe und hüpfe, als ob es die Rippen durchbrechen wollte. Betiri legte die Hand auf ihr Herz, schloß die Augen und hatte wunderbare Gesichte. Dann fing er zu sprechen an und beschrieb ihr eine schöne rothe Blume mit vielen hängenden rothen Glocken und beschrieb ihr genau den Ort, wo sie die Blume finden werde und die Art der Zubereitung und des Gebrauches. So that er auch mit allen anderen Kranken, die sich herbeidrängten und die Kranken und Gesunden horchten mit einer Andacht, als ob sie in der Messe wären. So gütig und milde war Betiri bei alledem und man sah, wie seine Hand und seine Stimme den Kranken so wohl thaten, daß schier die Gesunden gewünscht hätten, auch krank zu sein, um sich nur von ihm heilen zu lassen.

Nach etlichen Tagen kamen alle die Kranken wieder zurück, einer nach dem andern, und alle mit fröhlichen Gesichtern, denn sie waren geheilt und gesund. Da sah man erst, wie wenige Menschen zu sterben brauchten, wenn es nur viele Saludadores

gäbe. Alle die Kranken brachten ihre Gaben mit, um dem Helfer zu danken, die Einen in Säcken, die Andern in Körben, die Dritten in klingender Münze. Der Vater, Selhabe Santz, machte Schränke und Kisten und Beutel bereit, oder vielmehr, da er keine Beutel hatte, anstatt der Beutel rothe und blaue Strümpfe, als in welchen sich klingende Münze gut und geräuschlos aufbewahren lasse. Er öffnete beide Hände, um in Empfang zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb mit offenen Händen und offenem Munde sprachlos und erstarrt stehen, als Betiri den Genesenen erklärte, sie möchten nur ihre Gaben wieder heim nehmen, denn er sei nicht gewillt, sich seine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geschenkt habe, von seinen leidenden Brüdern und Schwestern bezahlen zu lassen. Auch die Genesenen waren anfangs erstaunt und widersprachen dem Saludador, aber man muß es zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich schnell beruhigten und mit ihren Geschenken abzogen, alle die Güte des Saludadors lobend und rühmend. Viele von ihnen drängte ihr dankbares Gemüth in die Schenke, wo sie auf sein Wohl spanischen Wein tranken. Der Vater erholte sich nur langsam von dem Schrecken, den ihm Wort und Handlungsweise seines Sohnes verursachten. Als er sich erholt hatte, sagte er zu

sich selber: „Bon! Mein Betiri ist ein kluger Junge, der weiß, was er thut. Solche Großmuth ist ein Capital, das gute Procente bringt; sie macht einen guten Ruf, der weit geht und die Kranken aus der Ferne herbeilockt. Auch ist es vielleicht nützlich, ein solches Erstlingsopfer darzubringen. Was schlecht anfängt, endet oft gut; sagt doch das Sprichwort:

Maiaza Noz
Urtea boz,“

d. i. Maienfrost gibt guten Most.

In der That verbreitete sich der Ruf des neuen Saludadors wie es der Vater gehofft hatte, sehr schnell. Die Kranken kamen von nah und fern, und Betiri heilte die Heilbaren mit miraculoser Schnelligkeit. Aber Betiri blieb seinem Grundsatze, sich nicht bezahlen zu lassen, mit einer Hartnäckigkeit getreu, die seinen Vater und seine ganze Familie in Verzweiflung brachte. „Ich müßte mich ja vor mir selber schämen,“ sagte er. „Gibt doch selbst das böseste Giftkraut seine Heilkraft umsonst und ohne Bezahlung, und ich, ein vernünftiger Christenmensch, sollte mir die Kraft bezahlen lassen, die ich selbst als eine unverdiente Gabe erhalten habe?!“ — Wenn er so sprach, war der Vater oft nahe daran, ihn durchzuprügeln, da er aber eine gewisse Scheu hatte, an einen Saludador Hand zu legen, be-

gnügte er sich damit, ihn auf's Gründlichste zu verachten. So oft er die Axt in die Hand nahm, um zu arbeiten, denn er mußte nun wieder arbeiten, um zu leben und um seine Schulden zu bezahlen, sah er ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, und so thaten auch die Brüder, wenn sie zur Arbeit gingen oder an die Grenze, um zu schmuggeln. — „Da Du Nichts thun willst, um Deine Familie so groß zu ernähren, wie Du es könntest," sagte einst der alte Eelhabe zu seinem Sohne, „so bist Du auch nicht werth, mit ihr an einem Tische zu essen." — Und er wies ihm einen Platz an der Schwelle an. Da saß nun der arme und schöne Saludador und aß aus einer irdenen Schüssel, die vor ihm auf der Schwelle stand, die schlechtesten Bissen, während die Eltern und die Brüder am Tische saßen und das Beste von dem verzehrten, was sie von Zeit zu Zeit hinter dem Rücken Betiri's denn doch den dankbaren Genesenen abnahmen. — Einmal so betrachtet und so gestellt im Hause, wuchs die Verachtung immer schneller und schneller. Der Vater suchte nach Ursachen der sonderbaren Handlungsweise seines Sohnes und fand sie endlich in der Dummheit, denn nur ein Dummkopf könne die gute Gelegenheit, sich zu bereichern, so vorübergehen lassen; die Bestätigung seiner Vermuthung fand er in der Geduld,

mit welcher Betiri die Verachtung und die Mißhandlung des ganzen Hauses ertrug. In Folge dieses Nachdenkens erklärte er seinen Sohn für einen Esel, denn auch der Esel trage ein Kreuz auf dem Rücken, wie Betiri auf der Zunge; nur sei der Esel noch klüger, da er es dort trage, wo es zu tragen leichter sei. Von nun an hieß Betiri im ganzen Hause nur noch der Esel. „Wo ist der Esel?“ fragte man, „was macht der Esel?“ Jeden Morgen grüßte ihn der Vater auf's Höflichste: „Guten Morgen, Esel! — Gut geschlafen, Esel?“ — Bald hatte man vergessen, daß er Betiri heiße.

Sonderbar genug ging es im Dorfe Malmaçon beinahe ebenso wie im Hause. Anfangs bewunderte man den Saludador wie einen Heiligen und seine Gabe wie ein Mirakel; man pries auch seine Großmuth, mit der er seine Heilkraft an Alle und ohne Lohn ausspendete. Aber der Mensch ist ein höchst sonderbares Geschöpf; sowie er zwei Ohren, zwei Nasenlöcher, zwei Augen, zwei Reihen Zähne, zwei Hände ꝛc. hat, so hat er auch zwei Sinne, zweierlei Gedanken, die immer mit einander disputiren und zanken. Sagt heute der eine Gedanke Ja, so kann man sicher sein, daß morgen der andere Nein sagt. Sehen die Menschen, daß Einer mit Leichtigkeit Schätze und ein behagliches Leben er-

wirbt, werden sie neidisch und gönnen ihm nicht den Tropfen Wasser, den er ebenso braucht, wie der Dürftige; vernachlässigt aber derselbe, sich reich zu machen, dann rechnen sie ihm das schier wie ein Verbrechen an, und wenn sie ihn dafür nicht strafen können, so verachten sie ihn wenigstens. So sagten sie in Malmaçon von Betiri, nachdem sie ihn gehörig bewundert hatten, nur noch, daß er sehr gut sei, später nur noch, daß er gut sei, und noch später, da sie ausgerechnet hatten, wie reich er schon sein könnte, und da sie sahen, daß er es noch nicht war, sagten sie einfach: „Betiri ist gut und dumm." In dieser Stimmung war es den Leuten von Malmaçon sehr leicht, auf die erhitzte Stimmung der Familie Santz einzugehen. Man fand die Entrüstung des alten Eelhabe über seinen ungerathenen Sohn höchst gerechtfertigt, und da man den Witz des alten Eelhabe kennen lernte, wurde er einstimmig im Dorfe adoptirt, und wenn Betiri zu einem Kranken ging, um zu helfen, sagte man: „Da geht der Esel! — Der Esel hat wieder eine gute Cur gemacht, der Esel hat wieder ein einziges Kind gerettet, der Esel hat wieder eine Mutter von sechs Kindern geheilt," waren nun stehende Redensarten. So hatte denn Betiri einen Spitznamen anstatt eines Baron- oder Grafentitels, wie sein unglück-

licher Vater gehofft hatte; und wer einen Spitznamen hat, der ist gerichtet.

Betiri wußte sehr wohl, wie er im Hause und im Dorfe hieß; ob er sich aber darum kümmerte oder nicht, konnte ihm Niemand ansehen, denn er war immer mild und freundlich und immer bereit, Jeden anzulächeln, der ihn nur anredete. Doch konnte er es am Ende nicht mehr im Dorfe aushalten. Niemand ging mit ihm um; Alles verachtete ihn oder zuckte die Achsel zu jedem Worte, das er sprach. Einsam und verlassen irrte er auf den Bergen umher und suchte Kräuter. Im Hause wollte man ihm kaum mehr zu essen geben, „denn,“ sagte man, „wir müssen arbeiten, Du aber trägst Nichts zum Haushalte bei.“ Das war freilich wahr. Die Kranken konnten oft, trotz der besten Beschreibung der Pflanzen und der Oertlichkeit, da sie wachsen, Pflanzen und Oertlichkeiten nicht auffinden. Da machte sich Betiri selber auf, die Heilmittel aufzusuchen, und damit verging ihm so viel Zeit, daß ihm keine zur Arbeit mit der Axt übrig blieb. Die Vorwürfe seines Vaters und seiner Brüder schienen ihm gerecht und er beschloß, das Haus zu verlassen, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Niemand hielt ihn auf, als er eines Tages seine kleinen Habseligkeiten und die getrockneten

Kräuter zusammenpackte und auf den Berg in den Wald zog, um hoch über dem Dorfe eine verlassene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. Die Hütte war so schön gelegen. Versteckt hinter alten Bäumen, wie es so eine Lauerhütte sein muß, und grün, wie die ganze Umgebung, hatte sie durch verschiedene Lichtungen die Aussicht auf die beiden schönen Länder Spanien und Frankreich. Stieg man auf den alten, knorrigen Eichenbaum, der sie überdachte und der ganz mit Mistelzweigen besät war, konnte man auch das Meer glänzen sehen, das große Meer, den Ocean. Die Kranken fanden ihn auch, dort oben, wo er auf einer Rasenbank vor der Hütte saß und ihnen seinen heilenden Rath ertheilte. Waren sie zu schwach, um hinaufzusteigen, dann kam er hinunter in's Thal. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, schnitzte er allerlei Figürchen in Holz, welche dann Mana in der Stadt verkaufte, und der Ertrag reichte hin, ihn zu ernähren. Er brauchte so wenig. Maña war ein junges Mädchen aus Malmaçon, das er von einem bösen Uebel befreit hatte und das ihm treu und anhänglich blieb, obwohl er im ganzen Dorfe der Esel hieß. Sie kam geheim zu ihm, weil es ihr ihre Eltern nicht erlaubt hätten, ihn in seiner Einsamkeit zu besuchen; denn die Sitten sind streng im

Lande der Escualdunac, und Betiri war um jene Zeit schon nahe an achtzehn Jahre alt. Maña hielt es auch für ihre Pflicht, ihm manchmal Vorwürfe und Vorstellungen zu machen und ihm zu beweisen, daß es thöricht sei, eine so gute und einträgliche Gabe eines Saludadors nicht besser zu benutzen. „Siehe," sagte sie, „wenn Du Dir nur Haus und Hof erwerben wolltest, dann könntest Du mich heirathen und wir wären so glücklich!" — Betiri antwortete auf solche Reden immer nur: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um Dich nicht, Du gute Maña!" — Die gute Maña blieb nach solcher Antwort gewöhnlich einige Tage aus, aber am Ende kam sie doch immer wieder.

So lebte Betiri in der Einsamkeit, und da es unten im Dorfe Malmaçon keine Kranken mehr gab, von seinen Landsleuten fast vergessen. Da begab sich etwas Merkwürdiges. Eines Tages, da er vor seiner Hütte saß und traurig hinunterblickte in sein Dorf, bemerkte er daselbst eine ungewöhnliche Bewegung. Bald darauf sah er viele seiner Landsleute, Männer und Weiber, auf den kürzesten Pfaden den Berg heraufklettern. Sie schienen Alle in großer Eile, und als sie vor ihm standen, waren sie so athemlos, daß sie kein Wort hervorbringen konnten, obgleich Jeder von ihnen mit ihm sprechen

und ihm Etwas mittheilen wollte. Aus der Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, mit der sie ihn umgaben, hätte Betiri, wäre er nur etwas argwöhnisch gewesen, leicht schließen können, daß sich irgend Etwas zu seinen Gunsten zugetragen habe. Aber er hatte immer die beste Meinung von den Menschen und so etwas fiel ihm nicht ein. Auch war er in dem Augenblick sehr zerstreut, denn sein Auge haftete auf dem großen Wege, der zu ihm heraufführte und auf dem sich ein sehr seltsamer Zug von Fußgängern und Reitern fort- und ihm entgegenbewegte. Pferde und Maulthiere und Herren in Gold und Sammet bildeten diesen Zug; an seiner Spitze ging der alte Celhabe Santz als Führer. Das schöne Schauspiel betrachtend, überhörte Betiri, wie seine Landsleute, endlich halb und halb zu Athem gekommen, etwas vom König und von der Königin von Spanien zu erzählen versuchten. Als der Zug sehr nahe kam, erkannte er wohl, daß er fremde und große Herren und ihre Dienerschaft empfangen sollte. Er stand auf und ging ihnen entgegen. Da sah er Nichts als sammtne Wämser, seidene Strümpfe, goldene Ketten, diamantne Dolchgriffe, lange, spitze Degen, Hüte mit Federn von ausländischen Vögeln, lange Nasen, schwarze Augen, spitze Bärte. In der That waren es Hidalgos, Dons, Sennores, Granden,

Dugues, Riccos hombres, wie sie Betiri aus den Bildern kannte. Das Schönste in all' der Pracht schien dem guten Betiri das lächelnde und freundliche Gesicht, mit dem ihm sein Vater guten Morgen sagte, wie er es seit lange nicht gethan, und das liebende Wort, mit dem er seinen Sohn dem vorausreitenden Herrn als den Saludador vorstellte. Dieser besagte Herr präsentirte sich als Herzog, Feldmarschall, Grand von Spanien und Staatsminister und Kanzler seiner katholischen Majestät und fing in stolzer, ruhiger und breiter Rede an, dem Saludador den Zweck seines Besuches auseinanderzusetzen, immer zu Pferde und immer ohne nur den Hut zu berühren, denn dies thut ein Grand von Spanien nimmer und nimmermehr. Er sprach: „Ihre katholische Majestät, Isabella, Königin von Spanien — folgen sämmtliche Titel, deren Aufzählung zu viel Raum und Zeit einnehmen würde — leidet seit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel, an deren Hebung sämmtliche berühmte Aerzte Europa's, Asia's und Afrika's, also christliche wie maurische, vergebens gearbeitet haben. Seine katholische Majestät, Don Philipp, König von Spanien — folgen sämmtliche Titel — in seinem Kummer über das Leiden Ihrer katholischen Majestät, Isabella, Königin von Spanien —

folgen sämmtliche Titel — die er mit erhabenem Herzen liebt, so weit es Sitte und Anstand einem König von Spanien erlauben, hat in seiner großen Betrübniß geruht, den Bericht von den wunderbaren Curen des Saludadors anzuhören und hierauf im Einverständniß mit der allerhöchsten Kranken, Isabella, Königin von Spanien, beschlossen — folgen die Titel — den Saludador Betiri vermittelst der pompösesten Gesandtschaft an das hohe Krankenbett kommen zu lassen. Und so komme ich, Don Antonio José Inigo Rodriguez Pedro Juan Fernando Gomez, Herzog von Geseres y Zores, Marquis von Dolores, Graf von Ripecho, Feldmarschall, Großadmiral, Staats- und Hausminister, Ritter des Ordens von Calatrava, Comthur des Isabellenordens 2c. 2c., Gouverneur von Chalaso, Stallmeister, Oberjägermeister, Excellenz und Hoheit, Grand von Spanien 2c. 2c. 2c., um Dich, Betiri Sanzio, im Namen Seiner katholischen Majestät, Don Philipp's, Königs von Spanien — folgen sämmtliche Titel — aufzufordern, daß Du mir folgest an den Hof von Valladolid, um Deine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der allerhöchsten, erhabensten, gnädigsten Königin zu bewähren, so weit es Sitte und Anstand erlauben."

Wir geben hier nur einen sehr kurzen Auszug

der Rede des Herzogs von Geseres, welche alle Welt ermüdet hatte, nur nicht Betiri, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte bis an's Ende. Wir übergehen die Versprechungen von Ehren, Würden und Schätzen, welche der Herzog für den Fall der Genesung an seine Rede geknüpft hatte und deren Länge wieder alle Welt ermüdete, nur nicht den Vater, Eelhabe Santz, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte bis an's Ende. Betiri verbeugte sich einfach und erklärte, daß er gern bereit sei, dem Herzog zu folgen und seine Kraft an der kranken Königin zu versuchen. Er ging in die Hütte und legte seine Sonntagskleider an und bestieg dann einen schön gesattelten Maulesel, der für ihn bereit stand. Der Vater schrie mit Thränen in den Augen, daß er seinen geliebten Sohn nicht verlassen könne, und der Herzog befahl, daß man auch ihm einen Maulesel gebe. So setzte sich der Zug in Bewegung, obwohl es in Folge der langen Rede des Herzogs und der Aufzählung der Titel sehr spät geworden war. Voran ritt der Herzog von Geseres; sein Gefolge nahm Betiri in die Mitte, daß er schier aussah, wie ein Gefangener. Der Vater Eelhabe ritt so nebenher. Alles Volk rief: „Vivat und glückliche Reise!“ und Betiri winkte freundlich mit der Hand und lächelte, obwohl ihm Thränen

in den Augen standen und es ihm ein Weniges weh that, die stille Hütte zu verlassen. Aber er mußte ja fort; sein hoher Beruf trieb ihn stärker, als die bewaffneten Männer, die ihn umgaben. Der Zug wand sich wie eine glänzende Schlange, die ein Vöglein entführt, um den Berg, nach Süden zu, nach Spanien.

Nun aber gibt es keinen lustigeren Weg, als der Weg ist, der von Malmaçon nach Spanien führt. Fortwährend begegnet man frommen Pilgern, die von oder nach San Jago di Compostella ziehen und die heilige Lieder singen. Auf den Bergen sitzen die Ziegenhirten, die singen heitere und traurige Lieder, und die Contrabandirer singen, wenigstens so lange sie auf spanischem Boden sind, laute Lieder, die klingen wild und herausfordernd wie Kriegslieder. Auch die Mauleseltreiber haben ihre besonderen Lieder, die von den Glocken am Halse ihrer Thiere und von den Schellen an den Sätteln begleitet werden; so haben auch die andern Reisenden ihre Lieder, spanische, gascognische oder in der Escuanensprache. Von ferne glänzt und rauscht das Meer; die Bidassuet murmelt freundlich. Auch durch das Thal Ronceval kommt man, wo Roland erschlagen ward, und sieht man daselbst die Ueberreste vieler Wunder, die er und der Erz-

bischof Turpin vollzogen haben. Dann kommt man noch an viele geweihete Orte aus den Zeiten der Heiligen. Das Alles machte die Reise fröhlich, obwohl die spanischen Granden sehr schweigsam waren. Nur Eins that Betiri wehe, daß er an den vielen Kranken und Preßhaften vorbei mußte, die sich überall auf seinem Wege versammelten, ohne daß er ihnen helfen konnte, denn der Herzog von Geseres eilte, ihn an den Hof nach Valladolid zu bringen und gestattete ihm nicht den kürzesten Aufenthalt. Er vertröstete sie auf seine Rückkehr und versprach ihnen, sich dann ja gewiß überall so lange zu verweilen, bis er geholfen, wo zu helfen ist.

Nach beinahe zwölftägigem Ritte kamen sie in Valladolid an. Da sah es fast seltsam und sehr prächtig aus, denn in den Gassen überall sah man so viele Granden, Hidalgos, Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitoren und Mönche, daß das gemeine Volk in diesem Tumult ganz verschwand und man nur große oder geistliche Herren zu sehen bekam. Alle diese Herren gingen in sammtnen Schuhen, und in den Straßen lag das schönste Stroh, um jeden Lärm zu vermeiden, denn die Königin war sehr krank. Es war fast Furcht einflößend, wie stille es in der Stadt war, und die Maulesel, denen man ihre Glocken abgenommen, waren unheimlich anzu-

sehen, wie sie so tonlos hingingen. Das Alles hatte der König selbst durch ein strenges Decret angeordnet, denn er liebte seine Königin, so weit es Sitte und Anstand erlaubten. Betiri wurde nicht sogleich in den königlichen Palast gebracht, sondern in einen kleinen Nebenpalast, wo man ihm und seinem Vater ein kostbares Mahl auftrug, dazu keinen spanischen Wein, weil dieser in Spanien zu gemein ist, sondern eitel französische Weine, als die seltenern.

Nach dem Mahle trat der Obersthofmeister, ein alter, steifer Herr, in das Gemach, um Betiri zu unterrichten, wie er sich vor der Königin zu benehmen habe, wie er sich verbeugen, wie er niederknieen, wie er die Majestät ansprechen müsse u. s. w. Betiri hörte Alles mit Aufmerksamkeit an, als der Obersthofmeister aber seinen Lehren hinzufügte, daß die Königin nicht berührt werden dürfe, widersprach Betiri und sagte, daß er sie gewiß berühren werde, auf der Stirne, auf dem Herzen, je nach der Krankheit, da er ihr jedenfalls die Hand auflegen werde.

Der Obersthofmeister schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Die Königin von Spanien berühren! — Das verbietet die Etiquette, das verbieten die Reichsgesetze, das ist ein todeswürdiges Verbrechen!“ Betiri aber blieb dabei und versicherte, daß, wenn er auch sterben müsse, er die Königin doch

berühren werde, wenn er eine Berührung für nothwendig halte.

Der Obersthofmeister gab sich alle Mühe, Betiri von seinem Starrsinn abzubringen; er stellte ihm vor, wie das gradezu eine Unmöglichkeit sei, etwas Unerhörtes, Etwas, was von Weltanfang nicht vorgekommen und bis zum Weltuntergang hoffentlich nicht vorkommen werde. — „Ich wenigstens," versicherte der alte Obersthofmeister mit einem höchst schmerzlichen Lächeln, „ich wenigstens wünsche den Tag nicht zu erleben, da die Königin von Spanien berührt wird."

Betiri aber beharrte auf seinen früheren Worten. Der Obersthofmeister warf ihm einen Blick voll Wuth zu und ging, indem er vor sich hin die Worte murmelte: „Ich hoffe, Ihre Majestät werden groß genug denken, lieber sterben zu wollen, als sich durch eine Berührung heilen zu lassen; das wäre eine theuer erkaufte Gesundheit, ein theuer erkauftes Leben!"

Die Nachricht, die der Obersthofmeister zu Hofe brachte, verursachte daselbst allgemeine Bestürzung. Wenn der Saludador wirklich nur durch die Berührung heilen konnte, dann entschwand jede Hoffnung auf Genesung, dann mußte man die gute Königin aufgeben. So urtheilte der ganze Hof. Der Staatsrath versammelte sich, um diese schwierige Angelegenheit zu berathen; sofort theilte er sich in zwei

Parteien. Die eine rieth, man solle die alte Etiquette aufgeben, um die Königin zu retten, die andere, man solle lieber die Königin als die Etiquette aufgeben. Eine Mittelpartei, die sich im Laufe der vieltägigen Berathungen bildete, rieth, Betiri auf die Folter zu legen, um von ihm herauszubringen, ob die Berührung unbedingt nothwendig sei und ob er auf den Gedanken nicht aus Ehrgeiz oder bäuerlichem Unverstand gerathen.

So stritt man durch viele Tage und konnte zu keinem Entschluß kommen. Betiri wußte, was vorging, denn Hof und Stadt nahmen Theil an der Discussion und theilten sich ebenfalls in Parteien. Indessen verstrich eine kostbare Zeit und die Königin wurde immer übler. Ach, dachte Betiri, könnte ich nur zu ihr gelangen, ich würde ihr helfen, ohne erst die Minister zu befragen, und sollte ich nachher hundertmal gefoltert werden oder sterben müssen. Mit solchen Gedanken voll Mitleidens mit der schönen Königin sah er eines Tages hinüber nach dem königlichen Palaste und da bemerkte er, daß von den beiden Treppen, die in's Innere führten, die eine mit viel mehr und mit dickeren Teppichen belegt war als die andere. Diese Treppe, dachte er, führt wahrscheinlich zu den Krankenzimmern; die dicken Teppiche sind nur da, um die Schritte unhörbar zu machen.

Wenn ich diesen Teppichen folgte, käme ich vielleicht in die Zimmer der Königin!

Je länger er über diesen Gedanken brütete, desto mehr erschien es ihm als seine Pflicht, den Versuch zu machen und in die Gemächer der Königin einzudringen, sie so schnell als thunlich zu heilen, bevor es vielleicht zu spät würde.

Als es Abend und sehr dunkel wurde, zog er die Schuhe vom Fuße und schlich in den Strümpfen auf die gewisse Treppe. Mit einem Satze war er oben und sah in einen langen, langen Gang, durch den eine doppelte Reihe von dicken Säulen lief, die sich in dunkler Ferne verlor. In der langen Galerie waren wohl viele Lampen angezündet, aber die dicken Säulen warfen sehr breite Schatten, und Betiri sprang nun, wie ein Eichhörnchen von einem Zweige zum andern, von einem Schatten in den andern, und zwar in seinen Strümpfen und auf den dicken Teppichen, so lautlos, daß ihn die Wachen, die dort und da aufgestellt waren, gar nicht hörten. Auch muß man gestehen, daß die Wachen sehr nachlässig waren, ebenso wie die Höflinge, die er bald in einem großen Saale zu Gesichte bekam; es ging da überall so ordnungslos her, wie unter einem Gesinde, dessen Herr oder Herrin für verloren gehalten wird. Das dachte auch Betiri und nahm sich vor,

Alles daran zu setzen, um bis zur Königin vorzubringen. In der Galerie hatte manche Wache ihren Posten verlassen, im Saale, in den er aus der Galerie trat, scherzten die Diener und Kammerjungfern mit einander; die vielen Säle, die dann folgten, waren ganz leer und sehr spärlich beleuchtet. So kam er mit Schleichen und Huschen und Warten unbemerkt an einen rothsammetnen Vorhang, hinter dem es ganz unheimlich still war. Er zog ihn sachte aus einander und siehe da, er blickte in die Krankenstube der Königin. Da lag sie auf ihrem weißen Lager, über dem die Krone hing, von einer umflorten Lampe nur schwach beleuchtet, so krank, so blaß, so mager, aber auch so schön, so sehr schön! Betiri wollte mit einem großen Schritt auf das Lager zugehn, aber er bemerkte noch zur rechten Zeit eine alte, steife Dame, die nahe dem Bette der Königin in einem Lehnstuhl saß und schlummerte. Er schlich nun leise an das Bett und betrachtete die schöne kranke Königin, die ebenfalls zu schlummern schien. Aber plötzlich öffnete sie die großen matten Augen, sah Betiri mit Lächeln an und sagte mit leiser Stimme: „Du bist der Saludador, ich weiß es. O rette mich, Saludador!“

Der Saludador neigte sich zu ihr hinab, legte ihr seine linke Hand auf die Stirne und die rechte

auf das Herz und sprach: „Jetzt sage mir, was Du leidest." Und die Königin fing an, ihm von ihren Leiden zu erzählen, aber so leise, daß er sein Ohr an ihren Mund legen mußte, um sie zu hören. Ach, wie viel litt sie, die arme Königin, sie hatte so viele Krankheiten, als nur eine Königin haben kann: Brustleiden, Kopfleiden, Herzleiden, Milzleiden, Krämpfe jeglicher Art u. s. w. Betiri seufzte, als er von so vielen Leiden hörte. — „Beklagst Du mich als unheilbar?" fragte sie. — „Nein," antwortete Betiri, „aber die Heilung wird lange Zeit brauchen, da ich nur eine Krankheit nach der andern heilen kann." — „So sei gesegnet," sagte sie, „denn ich fühle schon jetzt Besserung unter Deiner gesegneten Hand."

Eben schloß Betiri die Augen, um im Geiste die Heilmittel zu sehen, deren er bedurfte, und er sah schon vielerlei Pflanzen und Blüthen auf heiterem Wiesengrunde, in dunkeln Schluchten oder als Schmarotzer auf alten Bäumen und verfallenem Gemäuer, gelbe und weiße Flechten auf uralten Steinen, in den Eingeweiden der Sierra Morena einen grünen Wunderstein mit Blutflecken in seinem Innern, in der Tiefe der See einen Fisch mit einer heilkräftigen Galle — als die alte Dame im Lehnstuhl erwachte und beim Anblick eines Mannes, der beide Hände

auf die Königin legte, ein entsetzliches Geschrei erhob, ungefähr wie hundert Raben zusammen erheben könnten.

„Im Namen Gottes schweige!" rief er ihr so drohend zu, wie ein Beschwörer einem bösen Geiste, und sie fiel in den Lehnstuhl zurück und schwieg mit offenem Munde. Betiri wandte sich wieder zur Königin und fing an, ihr von den Mitteln zu sprechen, die sie zuerst von ihren Kopfleiden befreien sollten. Aber es war zu spät. Das Geschrei der alten Dame hatte sämmtliche zerstreute oder schlafende Hofbediente und Höflinge versammelt und geweckt. Sie stürzten in das Gemach und schleppten Betiri hinaus. „Fort, in's Gefängniß mit dem Staatsverbrecher!" schrie der Obersthofmeister außer sich vor Grimm. — „Man hänge, viertheile, verbrenne ihn!" —

Und ehe sich Betiri dessen versah, saß er, mit Ketten belastet, in einem dunkeln, festen Kerkerstübchen, hinter Schloß und Riegel. Die Ketten wurden ihm zwar am nächsten Tage wieder abgenommen, aber er war doch einmal ein Gefangener, und er saß so traurig da, immer der armen Königin gedenkend, der er so gerne geholfen hätte. Er prüfte Schloß und Riegel, Fenstergitter und Mauern, ob er nicht entwischen und wieder zu der Kranken gelangen könnte, aber er mußte sich nur überzeugen,

daß keine Hoffnung da war, in Freiheit zu kommen. Traurig sang er das in seiner Heimath vielbekannte Lied Choria Caiolan (oder „der Vogel im Käfig") vor sich hin, das so lautet:

Das Vöglein ist gefangen,
Es singt so trüb und matt,
Und ob's auch nach Verlangen
Getränk und Speisen hat.
Es möcht' hinaus, in Eil, in Eil,
Ach weil, ach weil
Nur in der Freiheit Glück und Heil.

Alles, was in diesem Liede gesagt ist, war buchstäblich wahr, auch daß er gut zu essen und zu trinken hatte, und das verdankte er dem Könige, der mit ihm das größte Mitleid hatte und dieses um so mehr, als die Königin schon in Folge der Handauflegung und der Mittel, die er ihr anzuzeigen Zeit hatte, die Kopfschmerzen ganz verloren hatte. Der König aber hatte nicht den Muth, sein Mitleid mit Betiri anders auszudrücken, denn in Spanien ist die Etiquette mächtiger als der König. Sonst hätte er sich den Teufel daraus gemacht, die Königin von Betiri berühren zu lassen. Aber der Hof und die Stadt waren empört, wenn sie an eine solche Möglichkeit nur dachten. Mit dem Obersthofmeister und mit jener alten Dame, seiner Gattin und Obersthofmeisterin, von denen der erste aus Alteration über

den unerhörten Vorfall vom Schlage gerührt worden, die andere aus Verzweiflung in's Kloster ging, hatten Hof und Stadt mehr Mitleid als mit dem gefangenen Saludador. Der Staatsrath versammelte sich auf's Neue, und man berieth diesmal viel eifriger, wie Betiri als wie die Königin zu behandeln sei. So kam es, daß die Gefangenschaft Betiri's viele, viele Tage währte, und sie hätte noch länger gewährt, wenn der König nicht einen großen Gedanken gehabt hätte. Er decretirte durch ein königliches Handschreiben, kraft seiner königlichen Machtvollkommenheit, daß das Geschehene niemals geschehen, und in Folge dessen war Betiri kein Verbrecher mehr und wurde er eines Tages plötzlich aus dem Gefängnisse geholt und zwar mit sehr großem Pompe. Die Höflinge und das Volk auf seinem Wege beklagten ihn wegen der langen, unschuldig erlittenen Gefangenschaft. Da saß Betiri wieder neben seinem Vater in dem kleinen Palaste neben dem königlichen Schlosse und erwartete eine Deputation des Königs, die ihm angekündigt war.

Diese Deputation war das Prächtigste, das man je in Spanien gesehen, denn es sollte etwas Außerordentliches geschehen. Betiri wurde in sammetne und goldene Kleider gesteckt; es wurde ihm ein Degen mit diamantnem Griff umgeschnallt, eine goldene

Kette um den Hals gehängt und ein großer, breiter Hut mit weißer Straußfeder aufgesetzt und endlich ein großes Pergament mit gewaltigem Siegel verlesen, vermöge welchem er zum Feldmarschall ernannt worden. Dies war nämlich nothwendig, um ihn bei Hofe und vor der Königin erscheinen zu lassen. Dem armen Betiri war es in der neuen Tracht und Würde sehr übel zu Muthe, denn er kam sich vor, als wäre er in einem ganz fremden Lande und einsam und verlassen. Doch ließ er sich das gefallen, weil es, wie man ihm sagte, nicht anders möglich war. Sein Vater war außer sich vor Freude, als er seinen Sohn als Feldmarschall sah. Hierauf nahm ihn die Deputation in ihre Mitte und führte ihn unter großem Zulauf des Volkes, während die Glocken läuteten und alle Wachen das Gewehr präsentirten, in den königlichen Palast und in den Thronsaal. Da saß der König, umgeben von seinen Granden, die alle den Hut auf dem Kopfe hatten, und es begann eine neue Feierlichkeit. Um nämlich die Königin von Betiri berühren zu lassen, mußte er ein Grand von Spanien sein. Der König zog seinen Degen, die Granden thaten dasselbe, und es begannen die sonderbarsten Geschichten, von denen Betiri gar nichts verstand, aber ehe er sich dessen versah, war er Grand von Spanien und Herzog. Man las

ihm alle seine Titel vor, und er glaubte, daß von einem ganz Andern die Rede sei. „Ach," sagte er zu sich, „was würde ich nicht Alles dulden, um nur die schöne, gute Königin retten zu können; wenn sie nur erst gerettet ist und ich wieder in Malmaçon in meiner Hütte sitze, wird es mir ja doch Niemand an der Nase ansehen, daß ich Feldmarschall, Herzog und Grand von Spanien bin."

In der That hatte er nun, in Folge dieser weisen Maßregeln, die alle der König selbst erfunden, jede mögliche Freiheit, die Königin zu heilen, und er ging und kam, wie es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages, freilich immer in großer Uniform. Die Königin nahm sichtbar an Kräften zu und der König freute sich seiner großen Entschlüsse und sagte: „Hätte ich Betiri zu einem Prinzen von Geblüt machen müssen, ich hätte es auch gethan; gottlob, daß die Grandezza ausreichte."

Da die Königin so viele Krankheiten hatte, dauerte auch die Heilung sehr lange, denn Betiri konnte nur eine Krankheit nach der andern heilen, aber endlich wich auch die letzte. In allen Kirchen Spaniens wurde ein Te Deum gesungen.

An diesem Tage wurde Betiri durch eine neue Hofdeputation überrascht. Diese brachte die Schätze in Gold und Diamanten, welche der König dem

Saludador als Lohn für die Heilung der Königin bestimmt hatte. Der kleinste dieser Diamanten war so viel werth wie ganz Malmaçon mit den umliegenden Feldern und Waldungen; alles Gold, das in großen Rollen in Körben lag, war neben den Diamanten kaum der Beachtung werth. Der alte Celhabe Santz sprang vor Freude in der Stube umher, daß der Herzog von Geseres und die andern Hofleute bei diesem Anblick empört waren. Aber Betiri erklärte dem Herzog, daß er für seine Curen einen Lohn nicht annehmen könne und dürfe. — Der Herzog und die Hofleute sahen ihn lange und starr an; der Vater Celhabe war mitten in einem Sprunge wie versteinert mit einem aufgehobenen Beine stehen geblieben. Er wurde wieder lebendig und fing zu athmen an, als der Herzog sich gefaßt, und sagte, daß man ein Geschenk des Königs nicht zurückweisen dürfe, dies sei göttliches und menschliches Gesetz. — Aber Betiri beharrte auf seiner Weigerung. Es wäre ihm, wenn er Bezahlung annähme, sagte er, als ob er seine Seele verkaufte. — Da wurde der alte Celhabe ungemein böse; er nannte seinen Sohn, wie in den guten, alten Tagen einen Esel und Sohn eines Esels und überhäufte ihn mit solchen Schmähungen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Da er aber doch unerschüttert

blieb, fing der Vater an, ihn anzuflehen, daß er doch ja die Schätze annehme, und wenn er einen Widerwillen, einen unbegreiflichen Widerwillen gegen das Gold habe, doch die Diamanten zu nehmen, und wenn er die Diamanten nicht leiden könne, doch wenigstens das schöne Gold nicht zurückzuweisen, vor Allem aber nicht den König zu beleidigen. — Doch Betiri schüttelte den Kopf und sagte, er könne nicht anders.

Da wurde Eelhabe Santz mit einem Male schrecklich ruhig. Er nahm den Herzog von Geseres y Zores am Arme und führte ihn in eine Nebenstube. Dort sprach der arge Vater: „Du siehst ein, o Herzog, daß es gegen die Natur ist, solche Schätze zurückzuweisen.“ — Der Herzog nickte mit dem Kopfe. — „Wohl,“ fuhr Eelhabe Santz fort, „es ist meinem Sohn mit der Zurückweisung nicht so ernst; ich kenne das, denn die Geschichte wiederholt sich nach jeder Eur. Es liegt das Alles aber in seinem Geschäft als Saludador. Ein Saludador nämlich darf sich nicht bezahlen lassen, es wäre denn, man zwänge ihn dazu, sonst verliert er seine Kraft. Du mußt ihn also auf alle mögliche Weise zwingen, es ist zu seinem Wohle.“ — „Aber wie?“ fragte der Herzog. — „Du brauchst darum gar nicht verlegen zu sein,“ antwortete der Vater, „denn

durch die Ablehnung, die eine Beleidigung Seiner Majestät ist, hat er schon an sich einige Strafe verdient. Etwas Folter und einige Wochen Gefängniß werden wohl hinreichen."

Der Herzog dachte einige Zeit nach, ob er mit der Folter oder mit dem Gefängniß anfangen solle, zuletzt entschloß er sich für's Gefängniß und kehrte zu Betiri zurück und verhaftete ihn.

Da saß er denn wieder im Gefängniß und sang wieder traurig:

Ein Vöglein ist gefangen . . .

und sehnte sich noch mehr hinaus als das erste Mal, denn er dachte an all die Kranken und Preßhaften, die er während seiner Reise nach Valladolid auf seine Rückkehr vertröstet hatte. Auch war er wirklich nach einigen Tagen frei, denn der alte Celhabe Santz hatte zehn Maulthiere gekauft, sie mit den Schätzen beladen und war auf und davon gezogen. Damit erklärte man bei Hofe die Frage für gelöst und öffnete Betiri die Gefängnißthür. Als er in seine Wohnung kam, fand er daselbst Alles leer, so gut hatte sein Vater aufgeräumt, nur seine alten baskischen Kleider, die er damals, als man ihn zum Feldmarschall gemacht, gut versteckt hatte, fand er noch in demselben Winkel. Er legte seine Uniform ab und jene Kleider wieder an, nahm einen

Stab in die Hand und machte sich auf die Wanderung. Wie froh war er, zu sehen, daß die Wachen nicht mehr das Gewehr vor ihm präsentirten. Unbemerkt kam er vor's Thor und schlug den Weg nach dem Lande der Escualdunac ein.

Ueberall auf dem Wege war er von den Kranken und Preßhaften mit großer Ungeduld erwartet. Da hatte er denn viel zu thun, und erst nach vielen, vielen Monaten kam er in Malmaçon an. Wie er in seiner alten Tracht mit dem Stabe in der Hand ganz bestaubt und müde von dem langen Wege durch das Dorf ging, hatte er großen Spott zu vernehmen, denn der Vater hatte viel von seinem dummen Benehmen am spanischen Hofe erzählt. Er hieß wieder der Esel. „Da kommt der Esel heim!" riefen die Einen und die Andern: „Seht doch, wie ein Feldmarschall aussieht — seht doch, wie ein Grand von Spanien aussieht! — Na, das goldene Vließ, wie das aber glänzt, daß unser Einem die Augen übergehen!" — Aus einem der Häuser scholl ihm die Pauke und andere Musik entgegen. Es war eine Hochzeit. Die Braut, Maña, stand mit ihrem Kranze im Haar am Fenster und war so schön anzusehen, daß Betiri trotz allem Spott anhielt. Sie zuckte die Achsel bei seinem Anblick und sagte, sie sehe erst jetzt ein, wie recht sie gethan,

einen solchen Esel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfes sprengten seine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei, einem Schlosse zu, und aus dem Gruße, den ihnen ein Bauer zurief, erkannte er, daß sie die Gutsherrn des Orts geworden und daß sie seine Titel angenommen hatten. Als sie ihn erblickten, schlugen sie eine helle Lache auf und der Aelteste warf ihm ein Goldstück zu, wie einem Bettler. Da ging Betiri weiter und hinauf in seine Hütte und weinte bitterlich.

In den ersten Tagen kamen etwelche Kranke zu ihm, die während seiner Abwesenheit in Spanien allerlei Uebel bekommen hatten. Als diese aber geheilt waren, wurde es dort oben sehr einsam. Betiri saß des Abends vor der Hütte und dachte: „Hier in der Gegend ist nun Alles gesund, Maña ist verheirathet, in meiner Familie bin ich verachtet — was habe ich noch länger hier zu thun? Sollte ich nicht in die Welt gehen und die Leidenden aufsuchen?"

Um diese Zeit begab es sich, daß vor dem Hafen von Bayonne ein Schiff lag, das eine gelbe Flagge trug und das man nicht einlaufen ließ, weil es das gelbe Fieber an Bord hatte. Es kam aus jenen Ländern, in welchen das gelbe Fieber zu

Hause ist und war von Basken bemannt, denn die Basken sind kühne und ausgezeichnete Seefahrer. Die Schiffsmannschaft besagten Schiffes war in großer Verzweiflung, denn sie wurde von Tag zu Tag kleiner, so sehr wüthete der Tod an Bord, und doch konnte sich Niemand retten, weil die Bayonnesen das Schiff zu sehr bewachten und Niemand an's Land ließen, aus Furcht vor Ansteckung. Sobald sich einer der Matrosen in der Nähe des Landes sehen ließ, wurde auf ihn geschossen. Zwei kühnen Basken aber gelang es doch, in der Nacht an's Land zu schwimmen. — „Wir wollen den Saludador holen," sagten sie, „von dessen Wunderthaten die Berge voll waren, ehe wir nach Montevideo schifften, der soll uns retten."

Und als Betiri so denkend, wie oben gesagt, da saß und es Abend und dunkel wurde, stürzten die beiden Matrosen aus dem Gebüsche hervor, faßten ihn, hoben ihn auf die Schultern, wie einen Pack Waaren und trugen ihn auf und davon. — „Was wollt Ihr von mir," fragte er sie. — „Du sollst unser Schiff vom gelben Fieber befreien," antworteten die Matrosen. — „Das will ich gern und freiwillig thun, und braucht es dazu keiner Gewalt." — Er sagte das mit so wahrhaftiger Stimme, daß sie ihn auf die Erde setzten und er wanderte

Herbadilla.

Eine Legende aus dem Bocage.

Das kleine Land des sogenannnten Bocage am atlantischen Ocean verdankt die französische Regierung dem französischsten aller Ströme, der Loire; sie hat es seit Jahrtausenden, mit Ausdauer fortarbeitend, geschaffen, indem sie Stücklein an Stücklein heftete und nach und nach so das ganze fruchtbare Ländchen, wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, anschwemmte. Der Ocean hat das Seinige gethan, indem er sich vor dieser ehrenwerthen Ausdauer des patriotischen Stromes zurückzog und das Ufer mit seinen Fluthen ziemlich festhämmerte, so daß er ihm heute selbst Nichts anzuthun vermag. Dieses nachgeborene Land war durch Jahrtausende ganz unbekannt, bis es zur Zeit unsrer Väter und Großväter durch den Vendéer-Krieg berühmt wurde; vergossenes Blut nämlich macht Menschen und Länder berühmt.

Im Bocage findet sich ein See, Grand Lieu genannt, und von diesem See erzählen die Einwohner höchst merkwürdige Geschichten. Sie erzählen: An der Stelle dieses Sees lag einst, vor und kurz nach Christus, eine ungeheure Stadt Namens Herbadilla, die so groß war, wie wenige andere Städte der Welt und so reich, wie nicht hundert andere große Städte zusammen. Sie bestand aus lauter Palästen und war nur von reichen Leuten bewohnt. Jetzt liegt diese Stadt unter den Fluthen auf dem Grunde des Sees. Dies Alles ist gewiß nicht wahr, sagen die Einwohner. Denn wenn es eine solche Stadt gegeben hätte, so wüßte man was davon in den Büchern, denn heut zu Tage steht Alles in den Büchern zu lesen und von einer Stadt Herbadilla ist überall keine Rede. Und eine Stadt von lauter Palästen und reichen Leuten ist ein Unsinn, denn wo es Paläste und reiche Leute gibt, muß es auch arme Leute geben und sehr arme Leute; das ist die Regel und ist es nie und nirgends anders gewesen. Und wenn die Stadt so groß gewesen wäre, so hätte sie gar nicht Platz in dem kleinen See und müßte man von einer solchen Stadt noch heute einige Reste entdecken und es ist nirgends eine Spur. Es ist ein Unsinn mit der ganzen Stadt Herbadilla; sie ist aber mit all ihrer Pracht als ein

für ewige Zeiten abschreckendes Beispiel auf folgende Weise zu Grunde gegangen.

Es war nämlich der heilige Martin von Tours, welcher diese ganze Gegend zum Christenthume bekehrte, um seine Diöcese von Tours so viel als möglich auszudehnen. Er verstand keinen Spaß, dieser heilige Martin, der nicht zu verwechseln ist mit dem guten Ritter Martin, der seinen Mantel mit dem Bettler theilte. Er wüthete förmlich in der ganzen Gegend, und wenn die Leute seine Predigten nicht glaubten, machte er gleich ein so schreckliches Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging und drohte er, dermaleinst, wenn er todt sein würde, mit seinen Knochen noch viel größere Wunder zu thun. Da glaubten sie denn. Uebrigens hatte er auf dem Lande leichtes Spiel. Die Bauern langweilten sich und waren ihm sehr dankbar für die wunderthätigen Geschichten, die er ihnen aus dem Morgenlande erzählte, um so mehr, als er sie so vortrug, als ob er bei Allem selbst zugegen gewesen wäre.

Aber in der großen und reichen Stadt Herbadilla, die von Heiden gegründet war, wurde ihm die Sache etwas schwieriger. Da war eine Universität mit Studenten, da waren Bücher und allerlei kluges Volk, das sich einbildete, von den Vorgängen im Morgenlande ebenso viel zu wissen, wie der hei-

lige Martin, und sobald er ihnen zu erzählen anfing, riefen sie Alle: „Beweise! heiliger Martin, Beweise!" Das brachte ihn in die äußerste Betrübniß; noch tiefer aber grämte es ihn, daß ihm das Predigen so erschwert wurde. Herbadilla war eine volkreiche Stadt, die einen lebhaften Verkehr hatte. Während der heilige Martin auf dem Eckstein stand und vom Jordan predigte, rief ein Ausrufer: „Spargel, Spargel!" oder auch: „Frische Fische!" — während er einen Kirchenvater citirte, schrie ein Anderer: „Frisches Gebäck! gute Bräzel!" — Die Einwohner von Herbadilla waren auch gute Franzosen und so kam es, daß, während der Heilige ihnen an's Herz legte, am Freitag nur Fische zu essen, ein Gamin die Frage an ihn richtete: „Und mit welcher Sauce, wenn es Ihnen gefällig ist?" — Der Gamin wurde dafür von einem vorübergehenden Voltärianer in die Backen gezwickt. — Herbadilla war auch eine wohl geordnete und gut polizirte Stadt und kaum hatte sich um den predigenden Heiligen eine ansehnliche Volksmenge gesammelt, als schon ein Sergent de Ville herankam mit seinem: „Circulez, Messieurs, circulez!" — und das Volk verlief sich.

So wurde es Abend und der heilige Martin hatte in der ganzen, großen Stadt gar nichts aus-

gerichtet. Er war sehr verdrießlich, als er sich sehr spät nach einem Nachtlager umsah. Da sah er das schöne Haus des Königs. Bei einem König ist gut wohnen, sagte er sich, und trat zum König und sagte: „Beherberge mich!“ Der König aber rief: „Bist Du der Neuerer? — Der Redner von den Ecksteinen? — Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem reichen Manne an. Aber der reiche Mann rief: „Bist Du derjenige, der auf die Reichen so schimpft und sagt, daß kein Reicher in den Himmel komme? — Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem Gelehrten an und der Gelehrte war ganz wüthend und schrie: „Bist Du es, der alle Wissenschaft so verachtet? Fort!“ — Und der heilige Martin ging sehr betrübt durch die Straßen und wußte nicht, wo sein Haupt zur Ruhe niederlegen. Da kam er an ein Haus und in der Thür des Hauses stand ein Frauenzimmer, das sagte: „Bei mir kann Jeder übernachten, der will.“ Da trat er denn ein und die Leute, die ihn eintreten sahen, lachten ungemein, so daß er ergrimmte. Er riß das Fenster auf und verkündete ihnen und der ganzen Stadt Herbadilla große Strafgerichte.

Als es dämmern wollte, weckte er das Frauenzimmer und sprach: „Stehe auf und folge mir!“

„Wohin?“ fragte sie und rieb sich die Augen.

„Nach Tours, wo ich Bischof bin.“

„Ach, nach Tours,“ seufzte sie, „wo ich keinen Menschen kenne; und warum?“

„Weil diese Stadt zu Grunde geht, denn sie ist eine große Sünderin.“

„Herr,“ sagte das Frauenzimmer, „Du weißt, ich bin auch eine große Sünderin.“

„Dir wird vergeben,“ sagte er, und half ihr selbst beim Ankleiden, denn Eile that Noth.

Er führte sie durch die schlafenden Straßen und hinaus vor das Thor. Als sie vor dem Thore angekommen waren, sagte er: „Sieh Dich nicht um!“ — Und sie sah sich um und sah, daß Pech und Schwefel, Beides bereits brennend, als wie ein Regen vom Himmel fielen auf die Stadt. Bald brannten alle Häuser und es war wie ein Meer von Feuer. Als Alles verbrannt war, öffnete sich ein großer Abgrund und die ganze Stadt sank in diesen Abgrund. Darauf sprangen überall Quellen aus dem Boden und füllten den Abgrund mit Wasser, daß die Stadt darunter verschwand für ewige Zeiten. Dies ist der See Grand Lieu.

Als der heilige Martin mit dem Frauenzimmer beruhigt nach Hause kam, machte seine Haushälterin verwundert große Augen. Er sah ein, daß er

ihr eine Erklärung schuldig war und er erzählte ihr die Legende vom heiligen Martin und vom Untergang der sündigen Stadt Herbadilla und von dem schwefligen und nach Pech stinkenden schwarzen See Grand Lieu, der sie jetzt bedecke.

Aber die Haushälterin erwiederte: „Farceur, va! Wir kennen diese schlechte Nachahmung von Sodom und Gomorrha! Das Frauenzimmer darf mir nicht in's Haus.“

Das Gewissen.

Mährchen aus der Auvergne.

Ehrliche Leute findet man überall. Wenn das auch nicht wahr ist, so muß man es doch glauben, des lieben Friedens wegen und weil es sich schickt. Schwerer zu glauben aber ist es, daß es irgendwo in der Welt einen Ort gebe, der nur von ehrlichen Leuten bewohnt sei und nicht einen einzigen Spitzbuben aufzuweisen habe. Und doch hat es einmal, beglaubigten Urkunden zufolge und alten wahrhaftigen Geschichten gemäß, bei uns in der Auvergne einen solchen Flecken gegeben. Den Namen des Fleckens habe ich vergessen, auch thut er Nichts zur Sache. Wir Auvergnaten sind so ehrliche Leute, daß man Ort und Zeit gar nicht näher zu bestimmen braucht, um eine solche Merkwürdigkeit wahrscheinlich zu machen. In diesem ungenannten Flecken also gab es nur ehrliche Leute, wenigstens damals,

und nicht einen einzigen Spitzbuben. Der Baillif des Königs, der mit der Gerechtigkeitspflege in diesem Flecken beauftragt war, kam oft in Verzweiflung vor lauter Langeweile, denn er hatte gar nichts zu thun. — Kein Proceß, keine Untersuchung, keine Verhaftung, keine Strafe! „Meinen Adel für einen Verbrecher!“ rief er oft voll Unmuth, „denn ich bin nicht gesonnen, das Brot des Königs für Nichts zu essen. Ich bin auch kein Spitzbube und will nicht von Sinecuren leben, aber diese Spitzbuben von ehrlichen Leuten machen mich zum Spitzbuben! Wie soll bei diesem Mangel an Uebung die Gerechtigkeit und ihre Pflege gedeihen!?“ — Diese edlen Worte beweisen, daß der Baillif selbst kein Spitzbube war. Damals — es ist freilich schon lange her — trug sich eine höchst wunderliche Begebenheit zu. Die ganze Gemeinde kam in die größte Aufregung, denn ein wunderschönes, heiteres, anmuthiges und fettes Böcklein, das Eigenthum einer alten Frau, war verschwunden. Die ältesten Männer konnten sich nicht erinnern, daß in der Gemeinde etwas Lebendes oder Todtes gestohlen worden. Die ältesten Männer haben freilich immer ein kurzes Gedächtniß, aber das macht Nichts, die Welt, d. i. die Gemeinde, war erstaunt, entsetzt, beschämt. Der Baillif untersuchte nach allen Ecken und Enden und fand Nichts.

Der Gemeinderath hielt Sitzungen und beschloß, daß das Böcklein von einem Fremden gestohlen worden. Bei näherer Untersuchung und Verfolgung aber ergab sich, daß sich an dem verhängnißvollen Tage, da das Böcklein zum letzten Male gesehen worden, weit und breit, auf viele Meilen in der Runde kein Fremder hatte blicken lassen. Der Gemeinderath mußte also, als Ausschuß der ehrlichsten Leute dieser Welt, seinen Beschluß für unbegründet erklären und faßte den andern Beschluß, daß das Böcklein in den Abgrund gefallen.

Nun aber gibt es rings um den ungenannten Ort unzählige Abgründe und diese sind es wahrscheinlich, die das Eindringen der Unehrlichkeit, welche den Rest der Welt auszeichnet, wie Festungsgräben verhinderten. Um die Weisheit des Gemeinderathsbeschlusses festzustellen, machte man sich sofort auf, um sämmtliche Abgründe der Umgegend zu durchforschen. Es handelte sich ja um den Ruf der angestammten Ehrlichkeit; darum machten sich sämmtliche Einwohner in einzelnen Haufen auf den Weg, zerstreuten sich nach allen Seiten und verschwanden in den Tiefen der Abgründe. Der Gemeinderath aber erklärte sich für permanent, um die Berichte über den Erfolg der Expeditionen entgegenzunehmen. Ein Bote nach dem andern kam; das Böcklein war

nicht zu finden. Endlich kam der letzte Bote und das Böcklein war noch immer nicht gefunden. Rathlos und stumm hörten die Gemeinderäthe diesen letzten Bericht an und der Maire wollte die Sitzung soeben aufheben, als sich, zum größten Erstaunen Aller, mitten in der Versammlung das Meckern eines Böckleins hören ließ. Sämmtliche Gemeinderäthe hatten das verlorene Böcklein persönlich gekannt, auch seine Stimme konnten sie unter Hunderten herauserkennen. Es war kein Zweifel; das soeben gehörte Meckern war das Meckern des in Frage stehenden Böckleins. Aller Augen leuchteten. Es war den Gemeinderäthen und dem versammelten Volke, als wäre ihnen eine unendliche Last vom Herzen gefallen. Sämmtliche Gemeinderäthe bückten sich auf einmal und sahen unter den Tisch, denn am Rathstische hatte sich das Meckern hören lassen. Aber unter dem Tische war das Böcklein nicht. Vielleicht ist es unterdessen weiter gesprungen. Man suchte es unter dem versammelten Volke, unter allen Bänken und Stühlen, in dem Archivkasten. Das Böcklein war nirgends zu finden, obwohl sich das Meckern unterdessen ohne Unterbrechung hören ließ und zwar immer vom Rathstische her. Entsetzen! — Das Volk fing an zu murren; da befahl der Maire dem Huissier, den

Saal zu räumen. Als dies geschehen war, befahl der Maire einem Gemeinderathe nach dem andern, sich vom Tische zu entfernen. Zuletzt saß nur noch der jüngste Gemeinderath allein da und siehe da, aus ihm heraus kam das Meckern. Er machte erbärmliche Gesichter und streichelte fortwährend seinen Magen, als ob er darin Etwas begütigen und zum Stillschweigen bringen wollte. Aber es meckerte fort und fort. — „O ich verstehe!“ rief der Maire in schmerzlichster Aufregung und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Wir verstehen!“ riefen die Gemeinderäthe und thaten desgleichen. — „Welch ein Glück, daß der Baillif und daß das Publicum nicht zugegen sind!“ sagte der Maire wieder und alle Gemeinderäthe wiederholten seine Worte. „Die Sache will überlegt sein, reiflich überlegt sein,“ sagte der Maire und hob die Sitzung auf.

Die Gemeinderäthe entfernten sich; aber der Maire hielt den jüngsten zurück und sprach zu ihm: „Durch Aufhebung der Sitzung habe ich Dich offenbar vor einer großen Schande bewahrt und denke es auch künftig zu thun, indem ich den verfluchten Gegenstand nicht mehr auf die Tagesordnung setze; das bin ich Dir als meinem Schwiegersohne und der Ehre meiner Familie schuldig. Aber als Schwiegervater habe ich ein Recht, von Dir ein offenes

und reumüthiges Geständniß zu verlangen. So gestehe! Du hast das Böcklein gestohlen? Du hast es gegessen? War es gut, fett, appetitlich?"

Aber anstatt aller Antwort ließ der Befragte aus der Tiefe seines Wesens nur ein lautes, vernehmliches Meckern erschallen. Der Maire wiederholte seine Fragen wohl ein dutzendmal und immer erhielt er dieselbe unbefriedigende Antwort. Ungeduldig lief er endlich auf und davon; traurig folgte ihm der Schwiegersohn und meckerte.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Nach einigen Wochen sprach man in dem ungenannten Flecken von Allem, nur nicht von dem gestohlenen Böcklein und seine Bewohner hielten sich für so ehrliche Leute als nur je zuvor, und sprachen von ihrer Ehrlichkeit und von der bemerkenswerthen Thatsache, daß in ihrem Flecken niemals ein Diebstahl vorgekommen, mit derselben Ueberzeugung und mit demselben Stolz, wie damals, als noch das Böcklein die Blätter der Haselnußsträuche lustig und nichts Böses ahnend benagte. Das Meckern im Leibe des jüngsten Rathsherrn, das sich nach wie vor vernehmen ließ, hörte man kaum; man nahm es hin, als wäre es die ihm angeborene Sprache oder höchstens eine sonderbare Aussprache. Und so wäre die

Geschichte wohl ganz und gar vergessen worden, wenn nicht des meckernden Rathsherrn Frau und Tochter des Bürgermeisters nach mehreren Monaten plötzlich mit einer Klage auf Scheidung von Tisch und Bett aufgetreten wäre. Zur Unterstützung ihrer Klage und Bitte brachte sie mehrere Gründe vor. A) Könne sie einen Mann nicht achten, der, sobald er sich allein sehe und oft selbst in der besten Gesellschaft wie ein Böcklein zu hüpfen und zu springen anfange. B) Sei das beständige Meckern, bei Tage schon unleidlich, des Nachts und im Bette im höchsten Grade unausstehlich. C) Entwickele besagter Mann mehr und mehr einen so penetranten Bocksgeruch, daß die Cohabitation nachgrade unmöglich werde. Sie, die klagbar gewordene Frau, sei ein zu anständiges und mäßiges Weib, um über den Vortheilen, welche die immer mehr und mehr sich entwickelnde Bocksnatur ihres Gatten allerdings in gewissen Fällen darbiete, besagte Unannehmlichkeiten, vorzugsweise aber besagte Unanständigkeiten zu vergessen.

Der Maire war stolz auf seine Tochter, vorzugsweise des letzten Passus wegen, war auch froh, sich eines meckernden Eidams zu entledigen und förderte die Angelegenheit. Das Gericht versammelte sich und constatirte in der That einen so penetranten

Bocksgeruch an dem verklagten Ehegatten, daß es aussprach, sothaner Bocksgeruch sei ein zureichender Scheidungsgrund. Damit kam die ganze alte Geschichte vom Böcklein wieder auf's Tapet und man sollte meinen, daß dieses dem jüngsten Gemeinderath, als des Diebstahls dringend verdächtig, sehr geschadet habe. Dies war aber nicht der Fall. Im Gegentheil schlug die ganze öffentliche Meinung zu seinen Gunsten um und man behauptet, daran seien die Weiber des ungenannten Ortes schuld, die ihm eine ungewöhnliche Sympathie bewiesen, ebenso wie sie seit dem Ehescheidungsprocesse und dessen Enthüllungen gegen die geschiedene Bürgermeisterstochter die entschiedenste Verachtung zur Schau trugen. Dieser Umstand, mehr aber noch die Reue, sich von einem solchen Manne getrennt zu haben, brach ihr Herz und sie starb in der Blüthe ihrer Jahre. Kaum war sie begraben, als der Wittwer schon von der reichsten Wittwe des Ortes, trotz Meckern, Bockssprüngen und Geruch als glücklicher Ehemann heimgeführt wurde. Die reiche Frau hatte sehr großen Einfluß und sie wollte, daß alle die böswilligen Gerüchte, die in Folge der böcklichen Eigenthümlichkeiten an ihrem Gatten hafteten, mit Einem Schlage zum Schweigen gebracht und daß dessen Leumund in seiner alten Reinheit wieder hergestellt

werde. Auf ihr Betreiben versammelte sich denn der Gemeinderath und beschloß:

I. Ein gewisses Böcklein hat sich vor so langer Zeit verlaufen oder verloren, daß die Geschichte heute kaum mehr als wahr zu betrachten ist.

II. Der jüngste Gemeinderath meckerte, sprang und roch wie ein Bock.

III. Der jüngste Gemeinderath hat es weder gestohlen, noch hierauf gekocht und gegessen.

IV. Das Gewissen hat in dem Diebe so laut gesprochen und hat sich in demselben als Meckern, Sprung, Geruch ꝛc. so deutlich manifestirt, daß es zu bewundern ist.

V. Ein Mann, in dem das Gewissen so gewaltig arbeitet, ist ein ehrlicher Mann.

VI. Unser ungenannter Ort ist also bis auf den heutigen Tag nur von ehrlichen Leuten bewohnt worden.

VII. Die Ehre des Ortes und des Gemeinderaths sind für ewige Zeiten festgestellt.

Der wilde Jäger in Frankreich.

Auch Frankreich hat seinen wilden Jäger, und zwar einen wilden Jäger, der bedeutend älter ist, als seine beiden deutschen Collegen. Man kann sogar annehmen, daß die deutschen Herren von Hackelberg und Rodenburg nur nachgeborene Söhne des Franzosen sind, oder, um deutlicher zu sprechen, daß die deutsche Sage vom wilden Jäger aus Frankreich stammt. Sie hat sich, wie viele andere französische Sagen, wie z. B. die von der schönen Magellona, von der Melusine, vom Graal u. a. in Deutschland eingebürgert und lebt mit diesen auf deutschem Boden noch fort, während sie auf gallisch-romanischer Erde vergessen sind.

Die französische Sage vom wilden Jäger knüpft an eine historische Person an, die bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts geboren und die keine andere ist, als Thibald „le Tricheur, auch le

Vieux, der Alte" genannt, aus dem Hause Champagne, Graf von Tours, von Blois und anderen großen Lehnsherrschaften. Die Sünden, die ihn zum Chasseur noir gemacht und zur ewig ruhelosen nächtlichen Jagd verdammt haben, werden von der Sage nicht specificirt, und es scheinen auch nicht, wie in der deutschen Sage, kirchliche Sünden, wie Sonntagsentweihung, zu sein. Die Geistlichkeit wäre sehr undankbar, wenn sie an seiner Verurtheilung Theil genommen hätte, denn Thibald der Schelm hat ihr Klöster gebaut und Kirchengüter geschenkt. Es scheint, daß ihn das Volk aus eigener Machtvollkommenheit zum bösen Geist gemacht hat, und das mit Recht. Thibald war der Urtypus des mittelalterlichen großen Barons, und als solcher war er auf französischem Boden der erste, der, den Verfall des Karolingischen Hauses benutzend, sich als unabhängigen und erblichen Besitzer seiner Lehen erklärte, und die erste jener großen Baronien gründete, deren jede einzelne bald mächtiger wurde, als das eigentliche Königreich der Franken unter den ersten Capetingern. Er war es, der gegen seinen Lehnsherrn Louis d'Outre-Mer zu Felde zog und ihn gefangen nahm. Sein hundertjähriges Leben, das ihm den Beinamen des „Alten" verschaffte, verbrachte er kämpfend, raubend, jagend, Eide schwö-

rend und brechend. Er war grausam, wild, verschlagen, habsüchtig, tapfer, fromm und gottlos; die Bauern seiner sehr ausgedehnten Ländereien behandelte er schlimmer als seine Jagdhunde. Ein alter Vers charakterisirt ihn wie folgt:

> A homme ne a femme ne porta amitié,
> De franc ne de chetif n'eut merci, ne pitié,
> Ne douta à faire mal oeuvre ou péché.

Alle diese Tugenden büßt er nun als wilder Jäger, indem er die Jagd, die er zu sehr geliebt hat, bis zum jüngsten Tage fortsetzen muß. Ehemals ging diese Jagd durch das ganze mittlere Frankreich; heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und vorzüglich in den verlassenen Wäldern des Schlosses Chambord von ihr zu erzählen. Man hört sie nur über die Wipfel der Bäume rasend dahintreiben, man vernimmt nur Hörnerschall, Jägerruf, Peitschenknall, Pferdewiehern, Aechzen des gejagten Wildes und daneben den Lärm, das Sausen und Pfeifen des Windes. So weiß man auch nicht, ob Thibald der Schelm das Gesicht im Nacken trägt, wie der Herr von Hackelberg, oder vorn, wie jeder gewöhnliche Mensch.

In früheren Jahrhunderten, als Chambord und das Eigenthum Thibalds, das Schloß von Blois noch die Residenzen des Hofes waren, galt der

Chasseur noir auch für einen Unheilsverkünder. Man hörte ihn durch die Lüfte sausen, wenn irgend ein Unheil oder ein großes Verbrechen im Anzuge war. Da hatte er in der Nähe von Blois allerdings viel zu thun. Doch weiß das Volk der Sologne nicht mehr die Zeitpunkte anzugeben, da er als Unglücksprophet erschienen; man erinnert sich nur noch, daß er im Jahre 1750, also zu einer Zeit, da die Geschichte aus Chambord längst ausgewandert war, zu wiederholten Malen dieses Schloß besonders wild umsaust habe und die Ereignisse, die folgten, haben gezeigt, daß er nicht umsonst erschienen.

Chambord, dieses Feenschloß, dieses Meisterwerk des kunstreichen sechzehnten Jahrhunderts und gewiß eines der herrlichsten Gebäude, das unser Jahrtausend hervorgebracht hat, gehörte um diese Zeit dem Marschall Moritz von Sachsen. Ludwig XV. hatte es dem Sieger von Fontenoy geschenkt, um ihn für viele gewonnene Schlachten und für den Verrath am deutschen Vaterlande zu belohnen. Moritz, der das Blut August's von Sachsen und der Abenteurer aus dem Hause Königsmark in sich vereinigte, liebte alle Freuden, die verderbte Fürsten jemals geliebt haben, und in Chambord begann damals ein Freudenleben, das beinahe eine Wiederholung der Cham-

bord'schen Freudenzeit unter Franz I. darstellte. Es war hier ein Gedränge von adligen Herren und Damen, wie am Hofe Ludwig's XV., und wie in den Gärten und Parken dieses Königs, ging es im Walde von Chambord, in den dunklen Gängen des Schlosses, im Labyrinthe auf der Plattform her. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, kam sehr oft Madame Pompadour, um den Helden zu besuchen, der die Körperkraft seines Vaters und die Schönheit seiner mütterlichen Oheime geerbt hatte. Ein Saal des Schlosses war zu einem Theater hergerichtet und auf diesem spielte die Truppe des bekannten Favard und Mademoiselle Chantilly, welche der Marschall liebte und der Director heirathete. Alles liebte den verschwenderischen Gastfreund von Chambord; die höchsten Würdenträger drängten sich zu ihm, der in der Gunst des Königs so fest stand, weil er die Gunst der Madame Pompadour besaß. Nur der Prinz Conti fehlte.

Der Prinz Conti war vielleicht der einzige bekannte Feind des liebenswürdigen Marschalls von Sachsen. In der Schlacht von Fontenoy war Conti über die gewaltigen Heersäulen der englisch-hannoverischen Armee erschrocken. Wie sie heranrückten, eilte er auf den König los und beschwor ihn, sich zurückzuziehen und sein kostbares Leben zu retten,

da die Schlacht doch verloren sei. Der König weinte und that, wie ihm der Prinz gerathen. Auf seinem Ritt vom Schlachtfelde begegnete er dem Marschall von Sachsen und ruft diesem traurig zu: „Wir haben also die Schlacht verloren?“ — „Welcher J...f... hat Ihnen das gesagt?“ schreit der Marschall. „Ich sage Ihnen, die Schlacht ist gewonnen!“ — Und die Schlacht war gewonnen und Moritz wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, so sehr überhäuft, daß der Prinz Conti sich mit seinem Rachegefühl stille verhalten mußte. Aber er hatte es nicht vergessen, daß ihn der Marschall einen J...f... genannt, und als Moritz von Sachsen durch sein Freudenleben in Chambord das Andenken an seine Siege etwas in den Hintergrund gedrängt hatte und als es hieß, daß die riesige Constitution des Siegers von Fontenoy in Folge der wildesten Ausschweifungen bedeutend gelitten habe, erinnerte sich der Prinz Conti auf's Lebhafteste, daß er ein J...f...

Um diese Zeit einmal fiel es dem Marschall ein, mit seinen Herren und Damen einen Mondscheinspazierritt durch den Wald von Chambord zu machen. Die Herbstnacht war überaus mild und klar; man plauderte, man lachte, man war guter Dinge. Mit einem Mal erwachte über den Häup-

tern der Gesellschaft ein Sausen und Brausen, als ob der gewaltigste Sturmwind über sie hinwehte. Der Himmel verfinsterte sich und sonderbare Schwefelgerüche erfüllten die Luft. Die Reiter hielten ihre Pferde an; plötzlich aber bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft ein panischer Schrecken und Edelherren und Edeldamen sprengten, wie von bösen Geistern gejagt, nach allen Seiten aus einander. Nur der Marschall blieb mit seinem unüberwindlichen Muth, obwohl etwas fröstelnd, auf dem Platze. Er spornte sein Roß, es rührte sich aber nicht. Die Luft um ihn bewegte sich in einem Wirbel und in dem Wirbel ließ sich ein höchst sonderbarer Reiter auf den Boden nieder. Er trug eine uralte, schwarze Eisenrüstung. Aus dem geschlossenen Visier starrten außerordentlich lange, schneeweiße Augenwimpern hervor, ebenso weiße Locken fielen rückwärts auf die Schultern über die schwarze Eisenrüstung.

„Moritz von Sachsen," sagte die Erscheinung, „mache Dich fort von hier aus meinem Gebiet und aus meinem Walde. Du hast hier Nichts zu thun. Wenn Du von jetzt in dreißig Tagen nicht gegangen bist, wird es Dir schlecht ergehen." — „Und wer bist Du?" fragte Moritz. — „Ich bin Thibald der Alte." So sprechend schwang er sich in die Luft und verschwand im Sturmwinde.

Moritz ritt in's Schloß zurück, erzählte sein Abenteuer und lachte und sein ungläubiger Hof lachte mit. Und weil es einmal erzählt war, und weil man gelacht hatte, hielt es der Marschall für feige, der Warnung des wilden Jägers nachzugeben und er blieb in Chambord und lebte lustig weiter mit Madame Favard, mit Madame Pompadour und seiner eigenen wilden Gesellschaft.

Aber in einer der letzten Novembernächte des Jahres 1750 erschien der wilde Jäger abermals über Schloß und Park von Chambord, und zwar mit einem Lärm, mit einem Geheul und Geschrei, mit einem Sausen und Pfeifen wie niemals früher. Die Ukrainepferde, welche der Marschall hieher verpflanzt und die im Parke weideten, brachen ihre Gehege und verbreiteten sich mit fliegenden Mähnen nach allen Weltgegenden. Die zwei Regimenter Lanzenreiter, die er immer um sich hatte, verließen Stall und Kaserne und wollten sich entsetzt auf ihre Pferde werfen, als ob sie ein feindlicher Ueberfall bedrohte; aber sie sahen nur gespensterhafte Nebelgestalten, die auf den breiten Kaminen des Schlosses saßen und pfiffen oder von Wipfel zu Wipfel sprangen. Auf den großen Wiesen am Schlosse hüpften Irrlichter und aus den Dachböden riefen Eulen und Käuzchen. Gegen Morgen war es wieder ruhig

und klar, aber alle Welt in der Umgegend wußte, daß etwas Arges geschehen werde.

Ungefähr nach sieben Uhr hielt am Eingange in den Park eine geschlossene Kutsche, die aus der Ferne gekommen schien und sprengte ein Courier in den Schloßhof. Ein Kammerdiener nahm ihm einen Brief ab und brachte ihn dem Marschall, der noch zu Bette war. Der Marschall las den Brief, sprang aus dem Bette, kleidete sich hastig an und ließ seinen Adjutanten kommen. Die Ankunft des Couriers, das Herbeirufen des Adjutanten, hatte die Dienerschaft aufmerksam gemacht; sie lauschte und bemerkte, daß der Marschall und sein Adjutant eine geheime Treppe hinabstiegen, den Schloßgraben überschritten und dem Parke zugingen. Wie sie in der ersten Allee ankamen, stiegen zwei Männer aus der daselbst harrenden Kutsche. Man sah es deutlich, wie der Marschall seinen Degen zog und wie einer der Fremden dasselbe that. Wenige Minuten darauf stiegen die Fremden wieder in die Kutsche und fuhren davon; der Marschall stützte sich auf den Arm des Adjutanten und kehrte auf demselben verborgenen Wege in's Schloß zurück. Die Diener wurden gerufen und bald hieß es im ganzen Schlosse, der Marschall sei in Folge einer starken Erkältung sehr krank und am andern Tage war er todt.

Das hatte also die Erscheinung des wilden Jägers zu bedeuten. Es war sein letztes officielles Auftreten. Mit den Geschicken Frankreichs oder hervorragender Persönlichkeiten hat er Nichts mehr zu thun; er ist zu einem bloßen Localgeist herabgesunken, von dem nur noch die Einwohner der Dörfer und Meiereien in der Sologne bei heftigem Winde zu erzählen wissen. Selbst in der Stadt Blois, auf deren Höhe Thibald der Schelm sich auf römischen Ruinen sein Schloß gebaut und die seine eigentliche Heimath, wissen nur die Gelehrten, daß der chasseur noir ihr Landsmann ist. Im übrigen Frankreich ist er vergessen, und nur die Besucher der großen Oper wissen aus den Decorationen des Freischütz von seiner Existenz, die sie für rein germanisch halten.

Es geht den Sagen Frankreichs, wie es seinen Liedern ergangen ist. Die mittelalterlichen Erinnerungen wurden schon unter Ludwig XII. und Franz I. durch die glänzenden Regierungszeiten und die italienischen Eindrücke verwischt. Die italienischen Kriegsgeschichten wichen den Aufregungen der Religionskriege; das Andenken an diese wurde wieder durch das große Jahrhundert Ludwig's XIV. verdunkelt, und zwischen all' diesen Epochen mit ihren populären Producten und der Neuzeit hat

die große Revolution einen weit klaffenden, trennenden Abgrund geöffnet. Die meisten der Sagen und Mährchen, die einen mittelalterlichen Anstrich haben und die heute noch mehr in bürgerlichen als in eigentlichen Volksclassen fortleben, sind künstliche Erzeugnisse gebildeter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, die à la Loreley entstanden und populär geworden. Von eigentlich mittelalterlichen Sagen wird bald in Frankreich keine Spur übrig sein. Die vom wilden Jäger liegt in den letzten Zügen und ich habe sie aufgezeichnet, weil es immer interessant ist, das so verschiedenen Völkern Gemeinsame hervorzuheben.

Das Gesicht
der Prinzessin Marie von Orleans.
Eine Pariser Geschichte.

„Ist Herr Armand zu Hause?“ —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben.“ —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?“

„Gewiß! bitte, treten Sie ein.“ —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war schön, liebenswürdig, gesprächig und außerordentlich gebildet, denn sie las alle Feuilletons und Faits-divers sämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor sie dieselben an die Einwohner ihres Hauses gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte schon; der Vater war ausgegangen, Mademoiselle Bertha stickte eine Weste und es war sehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tische stand eine ganz neue kleine Gypsstatue der Jungfrau von

Orleans; Bertha hatte sie diesen Nachmittag gekauft, um sie über ihrem Bette aufzustellen. Ich betrachtete die liebliche, echt weibliche Arbeit, den sanften Ausdruck des heldenmüthigen Gesichtes, die keusche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr,“ sagte Bertha, „sie ist reizend?“

„Sehr reizend.“

„Sie wissen, daß sie die Prinzessin Marie, die Tochter Louis Philipp's gemacht hat?“

„Ja wohl!“

„Das war eine große Künstlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigste Kind Louis Philipp's. Ich habe sie oft gesehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöses Gesicht! Zum Andenken an sie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wissen, ich bin Philippistin!“

„So? und warum?“

„Warum? — Nun aus Princip! Da gibt es kein Warum?“

„Ganz richtig! ganz richtig!“

„Und dann,“ fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe und er ist auch Orleanist.“

„Das ist allerdings auch ein Grund,“ sagte ich.

„Sie wissen,“ sagte wieder Bertha, nachdem sie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wissen, daß die arme Prinzessin Marie gestorben ist? Sie starb aus zwei Gründen. Einmal war sie zu gut für diese Welt und dann hat sie ihre Kunst getödtet.“

„So?“ — fragte ich erstaunt — „das wußte ich nicht. Wie so hat sie ihre Kunst getödtet.“

„Das ist eine merkwürdige Geschichte,“ sagte Bertha, indem sie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will sie Ihnen erzählen, wenn sie mir versprechen, mich nicht für abergläubisch zu halten.“

„Oh! Mademoiselle Bertha!“ rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubisch halten? Sie sind so aufgeklärt, so gebildet!“

„Gut! ich glaube selbst nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausschicken, daß die ganze Geschichte vor der Februarrevolution bekannt gewesen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieser selben Loge viel über die Geschichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen.“

„Sie machen mich sehr neugierig, Mademoiselle Bertha,“ sagte ich; „bitte, erzählen Sie!“

„Die Prinzessin Marie,“ fing Bertha an, „war eine sehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen diese Statue der Jeanne d'Arc beweist. Sie liebte

ihre Kunst über Alles und war mehr Künstlerin als Prinzessin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken."

„Bei den alten und neuen Antiken?" fragte ich.

„Ja wohl!" sagte Bertha und sah mich an.

„Das verstehe ich nicht."

„Ich will es Ihnen erklären; Sie sind ein Fremder und scheinen das nicht zu wissen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die Eine die alten, die Andere die neuen Antiken enthält."

„Was ist denn da für ein Unterschied?"

„Nun, die alten Antiken stammen aus alter Zeit, aus der Zeit des heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häusern gefunden; die neuen Antiken werden auf Bestellung des Gouvernements von den Künstlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers."

„Ach!" sagte ich, „jetzt verstehe ich; also die Prinzessin Marie machte auch Antiken?"

„Aber nein!" rief Bertha etwas ungeduldig und erstaunt über meine Naivetät, „das würde sich ja für eine Demoiselle nicht geschickt haben!"

„Und warum denn nicht?"

„Nun, weil Antiken nackt sind. Die Prinzssin Marie machte nur Sculpturen, wie diese Jeanne

d'Arc — Sculpturen — verstehen Sie wohl, das sind — nun gewissermaßen bekleidete Antiken. Das ist der Unterschied zwischen Antiken und Sculpturen."

„Ach! jetzt verstehe ich. Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe und fahren Sie gefälligst fort."

„Einmal fiel es der Prinzessin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung sehen zu wollen. Das soll ganz prächtig gewesen sein, und sie nahm sich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein besorgter und zärtlicher Vater war, erlaubte das nicht, denn, sagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Gesellschaft der kalten Marmorsteine könnte der ohnehin sehr delicaten Gesundheit der lieben Marie schaden. Doch ließ es die arme Prinzessin nicht ruhen, denn so sind die Künstler; was sie sich einmal schön vorstellen, das müssen sie auch ausführen. Sie gewann einen alten treuen Diener, der gern den Zorn des Königs für die gute Prinzessin auf sich nahm, und mit ihm, der eine Laterne trug, schlich sie sich, da schon Alles in den Tuilerien schlief, eines Nachts über den Carousselplatz und in den Louvre. Der Portier öffnete ihr natürlich und sie klatschte vor Freude in die Hände, als sie mitten unter den An-

tiken stand, die bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz curios ausgesehen haben mögen."

Bertha schwieg.

„Warum brechen sie plötzlich ab?" fragte ich.

„Jetzt," sagte Bertha, „fängt das Schauerliche an."

„Aha!" rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der sterbende Fechter ächzte, Achilles sprang vom Piedestal und fing zu laufen an; der Venus von Milos wuchsen die Arme und sie streckte sie dem Mars entgegen; Demosthenes hielt eine Rede und Euterpe blies in's Rohr." —

„Was schwatzen Sie da!" unterbrach mich Bertha — „seien Sie verständig und hören Sie weiter. Die Prinzessin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und setzte sich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für sie in den Tuilerien gestohlen hatte und sie fing an zu zeichnen, während sich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend sonst wohin setzte. Es war schon spät, sehr spät — die Prinzessin vertiefte sich und es wurde immer später und der Diener schlief ein und sie lächelte, wie sie ihn schnarchen hörte. — Nun müssen Sie wissen, befinden sich die Antiken, in deren Gesellschaft sich die Prinzessin Marie eben aufhielt, grade in dem

Theile des Louvres, den ehemals Karl IX. bewohnt hat —"

„Sie wissen wohl, wer König Karl IX. gewesen?"

„Ja wohl!"

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?"

„Auch das!"

„Ach, ich errathe," sagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wissen das Alles aus Meyerbeer's Hugenotten?"

„Nicht präcisement; ich habe über diesen Gegenstand auch Mancherlei in den Büchern gelesen."

„Ganz richtig," warf sich selbst Mademoiselle Bertha ein, „ich habe vergessen, daß die Deutschen Alles aus Büchern wissen. Wir Franzosen, wir wissen Alles aus der Oper und dem Theater überhaupt; das ist viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzessin Marie zurückzukommen, so scheint sie nicht daran gedacht zu haben, daß dieser schreckliche König, der auf die Franzosen geschossen hat und daß dessen Mutter, die noch schrecklichere Katharina — sie war keine Französin, sondern eine Italienerin — diesen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonst wäre es ihr wohl in der Nacht daselbst unheimlich gewesen. Aber sie dachte an Nichts,

als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun sie zeichnete. — Ich könnte sagen, daß es drüben im Institut Mitternacht schlug, aber das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es grade Mitternacht war, oder früher oder später, als die Prinzessin Marie ein eigenthümliches Wehen verspürte und sie sagte sich: Es zieht hier, aber das wird mir nicht schaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig und man hörte ein leises Rauschen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorstatuen streiften. Das Kerzenstümpfchen, das ihre Mappe beleuchtete, erlosch und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, so daß sich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzessin zu zeichnen aufhören mußte. Sie sah sich erstaunt um — und was sah sie?" —

„Nun, was sah sie?" fragte ich.

„Monsieur!" — sagte Mademoiselle Bertha mit stolzem, etwas gebieterischem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubisch zu halten. Ich weiß sehr wohl, daß sich Alles erklären läßt und Nichts geschieht, sei es was immer, das gegen die Gesetze der Natur und des Institutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Factum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß diese Geschichte

vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch fest auf seinem Throne saß.

„Also was sah die Prinzessin Marie, als sie sich umwandte?“ fragte Bertha wieder und sie antwortete sich selbst: „Sie sah keine Wand, wo früher eine Wand gewesen war, sondern sah so etwas, wie ein Theater und auf dem Theater eine ganze Menge handelnder Personen. Diese sprachen und bewegten sich sehr heftig, aber das Alles sah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräusch hervor. Das war Alles wie ein Schattenspiel, doch konnte man die Farben unterscheiden, obwohl auch diese sehr blaß und verschossen waren. In der Mitte stand ein Bett und auf dem Bette saß halb aufgerichtet, während seine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blasser, abgezehrter Mann, dessen Zähne klapperten, oder vielmehr dessen Kiefern sich so bewegten, als ob seine Zähne klapperten. Die Prinzessin Marie erkannte den jungen Mann auf den ersten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahllose Männer, die alle heftig sprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen gespaltenen Schädel, der Andere eine aufgerissene Brust, der Dritte war ganz zerhackt u. s. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut und

die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzessin Marie erkannte den Admiral Coligny nach seinem Portrait. Dieser stand in der Mitte der Verwundeten, hinter dem Bette des Königs und hielt dessen Kopf mit beiden Händen so, daß der König grade vor sich hinsehen mußte. Etwas abseits stand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte sich vor Lachen und machte dabei so gemeine Bewegungen wie eine Poissarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu fest und er mußte immer vor sich hinstarren und sein Blick war voll Entsetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzessin Marie diesem Blicke und da sah sie auf der Wand gegenüber —"

„Nun, Mademoiselle Bertha, Sie stocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht."

„Ich?" — sagte sie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel und sie erschrak so, daß sie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauses fragte, antwortete sie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erst mein Lachen erweckte sie aus ihrer Zerstreuung und sie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es sich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge saß, denn das Theater war grade ihm gegenüber und dorthin starrte er mit dem Blicke voll Entsetzen. Es war freilich ein schreckliches Schauspiel, das er dort aufführen sah. Prinzessin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor sie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da sie sich umsah, erblickte sie die Guillotine und eine zahllose Menschenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe schwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne scheint. Sanson, der Henker, stand dabei. Ludwig XVI. bestieg das Schaffot und es ging Alles so vor sich, wie es geschrieben steht. Darauf fiel der Vorhang und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzessin Marie bemerkte jetzt erst, daß sie mitten unter Zuschauern im Parterre saß und kleine Jungens liefen zwischen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzessin wollte entfliehen, aber ein Nachbar sagte ihr in's Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächsten Acte werden Sie besonders interessiren, das Stück ist noch lange nicht aus!" — Es war ihr, als wäre sie von einer unwiderstehlichen Macht zurückgehalten und sie blieb.

Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieselbe Scene, nur daß diesmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzessin, das Schaffot bestieg. „Wie langweilig,“ sagte ihr Nachbar, „immer dasselbe!“

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortsetzung: Eine große, schwarze Kutsche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenster blickte der graue Kopf Karl's X. und verneigte sich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzessin wurde es sehr wehe; ihr Herz klopfte und es war ihr, als müßte sie in Ohnmacht fallen. Sie raffte sich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt sie am Kleide fest und lispelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müssen noch die Februarrevolution mit ansehen.“

„Die Februarrevolution?“ stotterte die Prinzessin — „Was ist das?“

„Ein höchst interessantes Tableau und dann kommt — doch man fängt an.“

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzessin Marie schwamm es so vor den Augen, daß sie Nichts zu sehen vermochte. Aber sie nahm sich zusammen, rieb sich die Augenlider und starrte muthig auf die Bühne; sie sah nur noch die letzte Scene. Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von

einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, saß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouse auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte sich tief vor der Loge Karl's IX. „Mein Vater! Mein Vater!“ schrie die Prinzessin und sank bewußtlos auf das kalte Pflaster der Louvrehalle.

Als sie erwachte, war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in seinen beiden Händen und sah sie besorgt an; dann machte er ihr sanfte Vorwürfe, daß sie gegen seinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte sie auf die Stirn und nannte sie une petite Bohémienne, die man künftig besser bewachen müsse. Sie schlang beide Arme um seinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da sie sich wieder erholt hatte, sagte sie dem König, daß sie ihn im Traume in einer Blouse gesehen habe.

„Warum nicht?“ sagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortschreitet, kann ich noch ein Blousenkönig werden. Wir werden sehen!“

„Armer König!“ seufzte Bertha und schwieg. — Nach einiger Zeit fügte sie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, schöne Prinzessin Marie und Sie wissen, daß sie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution gestorben ist. Wie glücklich für sie!“

IV.

Aus slavischen Ländern.

Zuckererbse.

Russisches Volksmährchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen war eine immer schöner als die andere. So war denn, was nicht schwer auszurechnen ist, die dritte die schönste. Sie war so schön, daß es noch schwerer zu sagen ist als zu glauben, und noch schwerer zu glauben als zu sagen. Aber diese große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzessinnen hatten eine böse Stiefmutter, die neben ihnen so häßlich aussah wie ein alter Rabe oder eine schäbige Kuh, und die deshalb auf ihre Stieftöchter eifersüchtig war und sie auf alle erdenkliche Weise plagte. Da sich ihre Eifersucht nach der Schönheit der Prinzessinnen und die Plagen sich nach ihrer Eifersucht richteten, so war die schönste Prinzessin, die dritte, auch die geplagteste. Sie konnte es am Ende nicht länger aushalten und lief auf

und davon und versteckte sich in einem Zuckererbsen-felde. Da kam ein schöner, junger und mächtiger Prinz vorbeigeritten. „Geh hin,“ sagte er zu einem seiner Cavaliere, „und sieh nach, was für ein schö-ner Vogel dort im Erbsenfelde sitzt.“ — Der Ca-valier ritt hin und kam wieder zurück und sagte: „Dies ist nicht ein schöner Vogel, sondern ein wun-derschönes Mädchen.“ —„Reit wieder hin,“ sagte der Prinz, „und frage das wunderschöne Mädchen nach seinem Namen.“ — Der Cavalier ritt hin, kam wieder zurück und sagte: „Das wunderschöne Mädchen heißt Zuckererbse.“ — „Reit wieder hin,“ sagte der Prinz, „und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ — Der Cavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen.“

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte wieder zu dem Cavalier: „Reit hin und frage Zucker-erbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ Der Cavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zucker-erbse befindet sich ganz wohl bei den Zuckererbsen und will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen.“— Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte

zu seinem Cavalier: „Reite hin und sage Zuckererbse, daß ich sie halten will wie eine erste Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzessin, wenn sie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ — Der Cavalier ritt hin und kam mit Zuckererbse zurück. Da war der Prinz sehr froh, hob sie auf sein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis an's Meer. Dort wohnte er mit seiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er stellte sie der alten Königin vor, dann verliebte er sich in Zuckererbse ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages sagte er zu ihr: „Verlange von mir, was Du willst, ich will Dir Alles gewähren.“ Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren versammelt und Zuckererbse verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine sehr schöne Scheere bringen und überreichte sie auf anmuthige Weise seiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und schnitt sich mir nichts dir nichts die Nasenspitze ab. Der ganze Hof erschrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Nasenspitze schnell nachwuchs und die Nase und die ganze Zuckererbse noch viel schöner war, als je zuvor. Als dies die Hofdamen sahen, schlich sich eine nach der andern fort, und jede nahm eine Scheere und schnitt sich die Nasenspitze ab. Allein ihre Nasenspitzen wuchsen nicht nach und sie

waren häßlicher, als je zuvor, was sie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbse als die Ursache dieses Unheils und fingen an, sie zu hassen, der Prinz aber liebte sie, da sie noch schöner geworden war, noch mehr, als da sie die alte Nase besessen. Darum sprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was Du willst, es soll Dir Alles gewährt werden. — Zuckererbse sagte: „So lasse mir ein Bad von siedend heißer Milch bereiten.“ — Man bereitete ein Bad von siedend heißer Milch. Zuckererbse stieg in das Bad, und als sie herauskam, war sie so schön, so schön, das man sie nicht mehr ansehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiser und kein Prophet voraussagen können, daß sie noch schöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls so schön werden wollten oder wenigstens doch schöner, als sie waren, ließen sich auch Bäder von siedend heißer Milch bereiten. Aber sie verbrannten sich auf's Schrecklichste, schrieen und sprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen sie der Zuckererbse nicht, die sie als die Ursache ihrer Schmerzen verwünschten, und fuhren fort, sie zu hassen. Allein der Prinz liebte sie noch mehr und sprach eines Tages zu ihr: „Ver-

waren häßlicher, als je zuvor, was sie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbse als die Ursache dieses Unheils und fingen an, sie zu hassen, der Prinz aber liebte sie, da sie noch schöner geworden war, noch mehr, als da sie die alte Nase besessen. Darum sprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was Du willst, es soll Dir Alles gewährt werden. — Zuckererbse sagte: „So lasse mir ein Bad von siedend heißer Milch bereiten.“ — Man bereitete ein Bad von siedend heißer Milch. Zuckererbse stieg in das Bad, und als sie herauskam, war sie so schön, so schön, das man sie nicht mehr ansehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiser und kein Prophet voraussagen können, daß sie noch schöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls so schön werden wollten oder wenigstens doch schöner, als sie waren, ließen sich auch Bäder von siedend heißer Milch bereiten. Aber sie verbrannten sich auf's Schrecklichste, schrieen und sprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen sie der Zuckererbse nicht, die sie als die Ursache ihrer Schmerzen verwünschten, und fuhren fort, sie zu hassen. Allein der Prinz liebte sie noch mehr und sprach eines Tages zu ihr: „Ver-

lange, was Du willst und es soll Dir Alles gewährt werden.“ — „Man bringe mir einen Teppich,“ sagte Zuckererbse. Man brachte einen schönen Teppich, sie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie sie so auf dem Meere, bald sitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um sie her murmelten, und die weißen Köpfchen erhoben und sie ansahen, ohne ihr nur den Fuß zu benetzen. — Als sie von ihrer Meerfahrt zurückkam und an's Land stieg, wo der ganze Hof versammelt war und der Prinz sie erwartete, da war es nicht mehr auszuhalten vor Schönheit. Die Seefahrt hatte ihr so gut gethan. Nun hört Alles auf, und das Mährchen muß auch bald aufhören, denn wenn es so fortgeht, wird es bald keine Worte geben, diese Schönheit zu beschreiben. Die Hofdamen aber, wie sie das sahen, liefen sogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten sie aus und fuhren auch hinaus in's Meer. Aber die Teppiche wollten sie nicht tragen und sie sanken in's Meer. Mit Mühe wurden sie gerettet, fünf der bösesten versanken und ertranken. — Die gerettet waren, schrieen vor Bosheit: „Das Alles hat Zuckererbse verschuldet, und es ist nicht mehr auszuhalten und es muß Etwas geschehen!“ — Der Prinz sagte auch, es sei nicht mehr auszuhalten und es müsse

Etwas geschehen. — Er ging zu seiner Mutter, der alten Königin, und sagte: „Es ist nicht mehr auszuhalten und es muß Etwas geschehen.“ — „Und was muß geschehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten soll,“ antwortete der Prinz, „so muß ich sie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer sie eigentlich ist,“ erwiederte die Königin, „denn so eine hergelaufene Zuckererbse kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbse antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbse, sondern im Gegentheil eine schöne Prinzessin.“ Darauf erzählte sie Alles, wie es sich begeben hatte, wie sie als eine Prinzessin geboren sei, wie sie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie sie sich für eine Zuckererbse ausgegeben und wie sie eigentlich eine Prinzessin sei, und dies Alles in sehr anmuthigen, lustigen und traurigen Worten. Da heirathete sie der Prinz und sie wurde eine große und mächtige Königin und die schönste aller Königinnen in der Welt, und das will viel sagen, denn alle Königinnen sind ausnehmend schön. Doch das ist bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Nase nachwüchse, wie Viele würden sich die Nase abschneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und schöner werden;

wenn Jeder auf einem Teppich über's Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reisen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit ist die schönste Nase, das beste Bad, der kunstvollste Teppich.

Die zwei Eimer.

Russisches Volksmährchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Als sie starben, vergaßen sie, ihren Kindern ein kleines Vermögen zu hinterlassen und so waren die Waisen sehr arm und wußten nicht, wie und wovon zu leben. Da sprach der Bruder zu seiner Schwester: „Schwesterlein, da wir nicht zu leben haben, so wollen wir uns aufmachen und in die Welt wandern, so weit die Menschen mit Augen sehen, und unser Glück versuchen."

Sie wanderten viele, viele Tage in die Welt hinein, über die Steppen hin, durch Berge und Thäler und kamen endlich in einen großen, großen und grünen, grünen Wald. Durch den grünen Wald zogen sie noch einmal viele, viele Tage, bis sie eines Tages vor einem prächtigen Hause mitten im Walde stehen blieben. — „Warte Du hier," sagte der Bruder zur Schwester, „und ich will hineingehen und zusehen." In dem Hause waren viele

große Säle; er ging durch den ersten, zweiten, dritten Saal und als er in den siebenten Saal kam, schliefen daselbst dreizehn Räuber nebeneinander. Er zog seinen Degen und schnitt allen dreizehn Räubern den Hals ab. Dann ging er hinaus und holte die Schwester, führte sie in das große Haus und sagte: „Schwesterlein, dies Alles schenke ich Dir. Walte Du hier wie eine Hausfrau und besieh Dir Alles und alle Schätze und Geräthe und gehe durch alle Zimmer und Säle, nur in den siebenten Saal sollst Du nicht eintreten.“

Darauf nahm er sein Jagdhorn und sein Jagdgewehr und ging auf die Jagd. Sogleich ging das Schwesterlein durch die sechs Säle und trat in den siebenten Saal und da sah sie die dreizehn Räuber mit den dreizehn abgeschnittenen Hälsen. Aber der dreizehnte Räuber war der schönste von Allen und vor ihm blieb das Schwesterlein stehen und sah ihm in's Gesicht. Da bewegte er die Augen und sagte: „Ich bin noch nicht ganz todt.“

„O!“ rief das Mädchen voll Freude.

„Wenn Du mich retten willst,“ sagte er weiter, „so vermagst Du es.“

„Und wie vermag ich es?“ fragte sie.

„Verschaffe mir die Milch einer Häsin.“

Als nun der Bruder nach Hause kam, sagte die

Schwester zu ihm: „Verschaffe mir die Milch einer Häsin, ich brauche sie in der Wirthschaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Häsin auf und wollte sie fangen, um sie der Schwester heimzubringen. Aber die Häsin sagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die Du doch allein brauchst, und nimm mein junges Häschen, das wird Dir noch einmal nützlich sein und Du wirst es nicht bereuen.

Da nahm er die Milch der Häsin und das junge Häschen und brachte die Milch seiner Schwester und sie ging in den siebenten Saal und bestrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Nach drei Tagen sagte der Räuber: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz gesund, ich bedarf die Milch einer Füchsin.“ Da sagte sie zum Bruder: „Verschaffe mir die Milch einer Füchsin, ich bedarf ihrer in der Wirthschaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Füchsin auf und wollte sie fangen, um sie der Schwester heimzubringen. Aber die Füchsin sagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die Du doch allein brauchst, und nimm mein junges Füchslein, das wird Dir noch einmal nützlich sein und Du wirst es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Füchsin und das

junge Füchslein und brachte die Milch seiner Schwester und sie ging in den siebenten Saal und bestrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Und wieder nach drei Tagen sagte der Räuber zur Schwester: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz gesund, ich bedarf der Milch einer Wölfin."

Und da war es mit der Wölfin und mit ihrer Milch und mit dem jungen Wölflein ganz so, wie es zuerst mit der Häsin und mit der Füchsin gewesen, und als der dreizehnte Räuber sagte: „Ich bedarf der Milch einer Bärin," da war es mit der Milch der Bärin und mit ihrem Jungen, wie es mit der Milch und den Jungen der Wölfin, der Füchsin und der Häsin gewesen.

Und drei Tage, nachdem sie dem dreizehnten Räuber den Hals mit der Milch der Bärin bestrichen, sagte der dreizehnte Räuber zur Schwester: „Nun bin ich beinahe ganz gesund, aber ich bedarf eines Bades."

Da ging sie hin und richtete ein Bad an. Das sah der Bruder und fragte: „Für wen ist das Bad?"

„Für mich," sagte die Schwester.

„Hat man je gehört," sagte der Bruder, „daß die Schwester vor dem Bruder badet? Du wirst nach mir baden," sagte er und legte sich in das Bad.

Schnell ging sie in den siebenten Saal und sagte zum dreizehnten Räuber: „Mein Bruder liegt im Bade.“

Der Räuber erhob sich und lief hinaus und wollte den Bruder im Bade umbringen. Da sagte das junge Füchslein zu dem Bruder: „Ich gebe Dir einen guten Rath; stoße Du in Dein Hüfthorn.“

Da sagte der Bruder zum Räuber: „Laß mich, ehe ich sterbe, noch einmal in's Hüfthorn blasen!“

Der Räuber erlaubte ihm das und er blies in's Hüfthorn, daß es weithin erscholl; darauf lief das Häslein so schnell es konnte und holte das Wölflein und das Bärlein. Und das Wölflein und das Bärlein kamen heran und zerrissen den Räuber und der Bruder bereuete es nicht.

Als dies die Schwester sah, ging sie voll Bosheit in die Schlafstube des Bruders und steckte den Strohsack voll kleiner Messer, so daß die Spitzen alle nach oben gerichtet waren. „Da,“ sagte sie zu sich, „muß mein Bruder elend zu Grunde gehen, dafür, daß er mir meinen Räuber hat zerreißen lassen.“ — Am Abend trat der Bruder in seine Schlafstube und ahnte nichts Böses und fing an, sich zu entkleiden, um sich in's Bett zu legen. Da er sich eben in's Bett legen wollte, sah er, wie das Häslein sich ganz blutig auf demselben wälzte und hin

und her sprang, als ob es dem Bruder seine vielen Wunden zeigen wollte. Der Bruder wußte erst nicht, was vorging; nach und nach aber wurde er sehr überrascht und untersuchte das Bett und fand die vielen, vielen Messer, deren Spitzen alle nach oben gerichtet waren und nicht eine nach unten. Dies verdroß ihn sehr und er sprach zu sich selber: „Hier hätt' ich elend zu Grunde gehen sollen, weil ich den dreizehnten Räuber habe zerreißen lassen. Dies hat meine Schwester gethan."

Er nahm sie bei der Hand, führte sie in ein düsteres Gewölbe und sagte: „Schwesterlein, hier sperre ich Dich ein zur Strafe Deiner Sünden."

Dann stellte er zwei Eimer vor sie hin und sagte: „In den einen Eimer wirst Du über Deinen Bruder weinen, in den andern Eimer wirst Du über Deinen Geliebten weinen. Nach drei Jahren werde ich wiederkommen und nachsehen, über wen Du mehr geweint hast."

Er schob den Riegel vor und ging auf die Jagd und in die Welt. — Nach drei Jahren kam er wieder, schob den Riegel zurück und sah nach den Eimern. Der Eimer des Bruders war ganz leer und trocken, der Eimer des Geliebten aber überfloß so sehr, das rings umher eine Lache war. Da zog er sein Schwert, hieb ihr den Kopf ab und wurde sehr ärgerlich.

Die Schlangenkönigin.

Böhmisches Mährchen.

Es war einmal eine gute alte Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Chwalil. Chwalil grämte sich im Stillen und war blaß. Daß Chwalil sich im Stillen grämte und blaß war, dieses grämte wieder die gute alte Frau und sie dachte nach, wie sie ihm eine Freude machen könnte. Die höchsten Schätze hätte sie darum gegeben, wenn sie dieselben nur gehabt hätte. Als es Frühling wurde, sprach sie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, jetzt kommt der Mai und im Mai kommen alle Geheimnisse der Erde an's Tageslicht. In dem Felsen des Waldes wohnt die Schlangenkönigin, die trägt auf ihrem Haupte die kostbarste Krone der Erde. Diese Krone kann der Mensch gewinnen, aber Muth muß er haben und sich durch die Blicke der Schlangenkönigin nicht abschrecken lassen. Sobald der erste Son-

nenstrahl des ersten Maitages den Felsen berührt, kommt die Schlangenkönigin hervor, mit der Krone auf ihrem Kopfe. Sieh hier dieses Leintuch. Ich habe es, während du schliefst, in den Nächten selbst gesponnen und gewebt, wie es vorgeschrieben ist, und im Mondschein gebleicht. Wenn du mit dem Leintuch hingehst und es vor die Schlangenkönigin ausbreitest, wird sie ihre kostbare Krone mit grünen Edelsteinen auf das Tuch hinlegen. Darauf mußt Du ihr Deinen Fuß auf den Kopf setzen. — Da wurde Chwalil plötzlich heiter und lachte. Und als der Maimorgen kam, nahm er das Leintuch und ging hin zu dem Felsen. Der erste Sonnenstrahl bohrte sich wie ein goldener Schlüssel in den Felsen und er öffnete sich wie eine Pforte. Hervor kam die Schlangenkönigin, gefolgt von unzähligen anderen Schlangen, dieweil sehr viele Eidechsen an der Felswand hin und her liefen. Auf dem Kopfe trug die Schlangenkönigin eine gar wunderherrliche Krone von grünen Edelsteinen, die ihn so blendeten, daß er die Augen abwenden mußte. Aber er faßte sich und breitete das Leintuch aus. Da bäumte sich die Schlange, sah ihn grimmigen Blickes an und zischte mit der Zunge. Er aber ließ sich nicht abschrecken und faltete das weiße Tuch schön auseinander, als ob er sagen wollte: „Nur her mit der

Krone!“ — So legte sie die Krone just auf die Mitte des Leintuches. Chwalil sprang schnell herbei, faßte die Krone mit der Hand und setzte sich dieselbe auf; dann trat er mit dem Fuße der Schlangenkönigin auf den Kopf. Da war es eine schöne Prinzessin, der er auf den Kopf trat. Die schöne Prinzessin weinte und er zog den Fuß erschrocken zurück. — „Du hast Dich übereilt,“ sagte die Prinzessin. „Hättest Du Dir nicht sogleich die Krone aufgesetzt und hättest Du mir erst auf den Kopf getreten, so wäre ich ganz erlöst; jetzt bin ich es nur halb.“— Er besah die schöne Prinzessin näher und in der That war nur ihr Oberleib eine schöne Prinzessin; unten war sie noch immer eine Schlange. Alle die andern Schlangen waren in Hoffräuleins verwandelt und die Eidechsen in Ritter und Pagen. Die waren alle ganz erlöst. Aber das machte ihm keine Freude, so lange die schöne Prinzessin zur Hälfte eine Schlange blieb. Er wurde wieder traurig und nachdem er alle Ritter und Pagen mit den Schätzen, die in dem Felsen verborgen waren, beladen hatte, zog er mit ihnen und mit der halben Prinzessin nach Hause zu seiner Mutter. Er kaufte das ganze Königreich Böhmen, das just zu verkaufen war, weil der König nicht genug Geld hatte, um es zu regieren, und beherrschte dasselbe. Da weinte die

schöne Prinzessin wieder und sagte: „Chwalil I., hättest Du das Königreich, anstatt es zu kaufen, erobert, dann wäre ich ganz erlöst gewesen. Nun muß ich wieder zur Hälfte eine Schlange bleiben.“ Darüber wurde Chwalil wieder sehr traurig und war trauriger als je. Das sah die Mutter und sagte zu ihm: „Du mußt die Schlangenprinzessin verlassen und Dir eine andere suchen, die Du heirathen kannst, denn eine Schlangenprinzessin kann man nicht heirathen, und in der Fremde wird es Dir nicht fehlen, da Du solch ein mächtiger König bist.“ — So nahm Chwalil alle seine Ritter mit sich und zog in die Fremde. Sieben Jahre lang zog er von Königreich zu Königreich und kehrte im achten Jahre wieder heim. „Ach,“ sagte er, „ich habe in sieben Königreichen sieben Prinzessinnen gesehen; sie wollten mich alle heirathen, aber keine gefiel mir, wie die Schlangenprinzessin!“ — „Dafür,“ erwiederte die Schlangenprinzessin, „will ich Dir ein Mittel zu meiner Erlösung angeben. Wenn Du einmal meinen Namen aussprichst, bin ich erlöst; aber diesen Namen selbst darf ich leider nicht sagen.

Das war so viel wie Nichts, denn wer kann einen Namen errathen. Chwalil ging zu allen Edelfräulein und Rittern und Pagen, die einst mit ihr als Schlangen und Eidechsen im Felsen gewohnt

hatten und fragte sie nach dem Namen der Prinzessin und versprach ihnen alle Reichthümer der Erde; aber sie konnten ihm den Namen nicht sagen, weil sie ihn nicht wußten. Da ging er durch die Welt und lauschte Allem, was Stimme hatte, ob er nicht den Namen seiner Geliebten höre, den Menschen, den Thieren des Waldes, den Vögeln der Luft, den Blättern der Bäume, dem Winde, dem Widerhall, den Quellen und Wellen aller Flüsse und Meere. Da lernte und erfuhr er Vieles, was andere Menschen nicht wußten, aber den Namen seiner Geliebten erfuhr er nicht. Als ein sehr weiser Mann und Zauberer kam er wieder heim von seinen Wanderungen. Die Schlangenprinzessin sah ihm sehnsüchtig entgegen, ob er nicht ihren Namen aussprechen werde. Er sprach ihn nicht aus und fühlte sich sehr unglücklich, daß er ein so weiser Mann und Zauberer sein, Alles wissen sollte, nur nicht einen kleinen Namen, den Namen seiner Geliebten und daß er nicht eher glücklich sein sollte, als bis er sie mit Namen nennen könne.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß man in den Büchern Alles finde und er schrieb Briefe nach Italien, nach Paris, nach Kiew, nach Constantinopel, Bologna und Arabien an alle weisen und gelehrten Männer, daß sie ihm die seltsamsten Bücher schickten.

Das thaten die weisen und gelehrten Männer, und bald hatte Chwalil so viele Bücher aufgehäuft, daß er neue Schlösser bauen mußte, um sie alle unterbringen und vor Regen und Wetter schützen zu können. In jedem dieser Schlösser hatte er einen runden Thurm, dessen Mauern so dick waren, daß es darin so stille war, wie im Grabe und daß der König in seinen Studien auch nicht vom geringsten Lärm gestört werden konnte. Die Vögel, die sich an den Thurm anbauten und die ihn mit ihrem Gezwitscher und Gesang um so mehr zerstreueten, als er ihre Sprache verstand, ließ er verjagen oder ausrotten und so war es am Ende ganz stille rings um ihn her.

So saß er denn und studirte und vertiefte sich immer mehr und mehr, und studirte, studirte, studirte.

Schon war er fast in seinem Lande vergessen und schon glaubte die Schlangenprinzessin von ihm vergessen zu sein, — so viele Zeit saß er bereits in den Thürmen — als er eines Tages aus einem Thurme lächelnd hervorkam. Er lächelte und man sah es ihm an, daß er das Wort gefunden hatte, aber sein Schädel war kahl, sein langer Bart war grau, seine Stirn voll tiefer Furchen und seine Wangen waren eingefallen. Alle Welt sah es, nur die Schlangenprinzessin nicht, denn sie freute sich

ihrer Erlösung, die ihr sein lächelnder Blick ankündigte.

„Du hast meinen Namen gefunden!“ rief sie ihm jubelnd zu.

„Ja, o Laska! *)“ erwiederte er lächelnd.

„So heiße ich,“ rief sie und der Schlangenleib fiel ab von ihr und sie stand da als eine herrliche, wunderschöne Prinzessin. Sie öffnete die Arme und sagte: „So komm in meine Arme, Geliebter, der Du mich von langer Qual und aus peinlicher Gefangenschaft erlöst hast.“

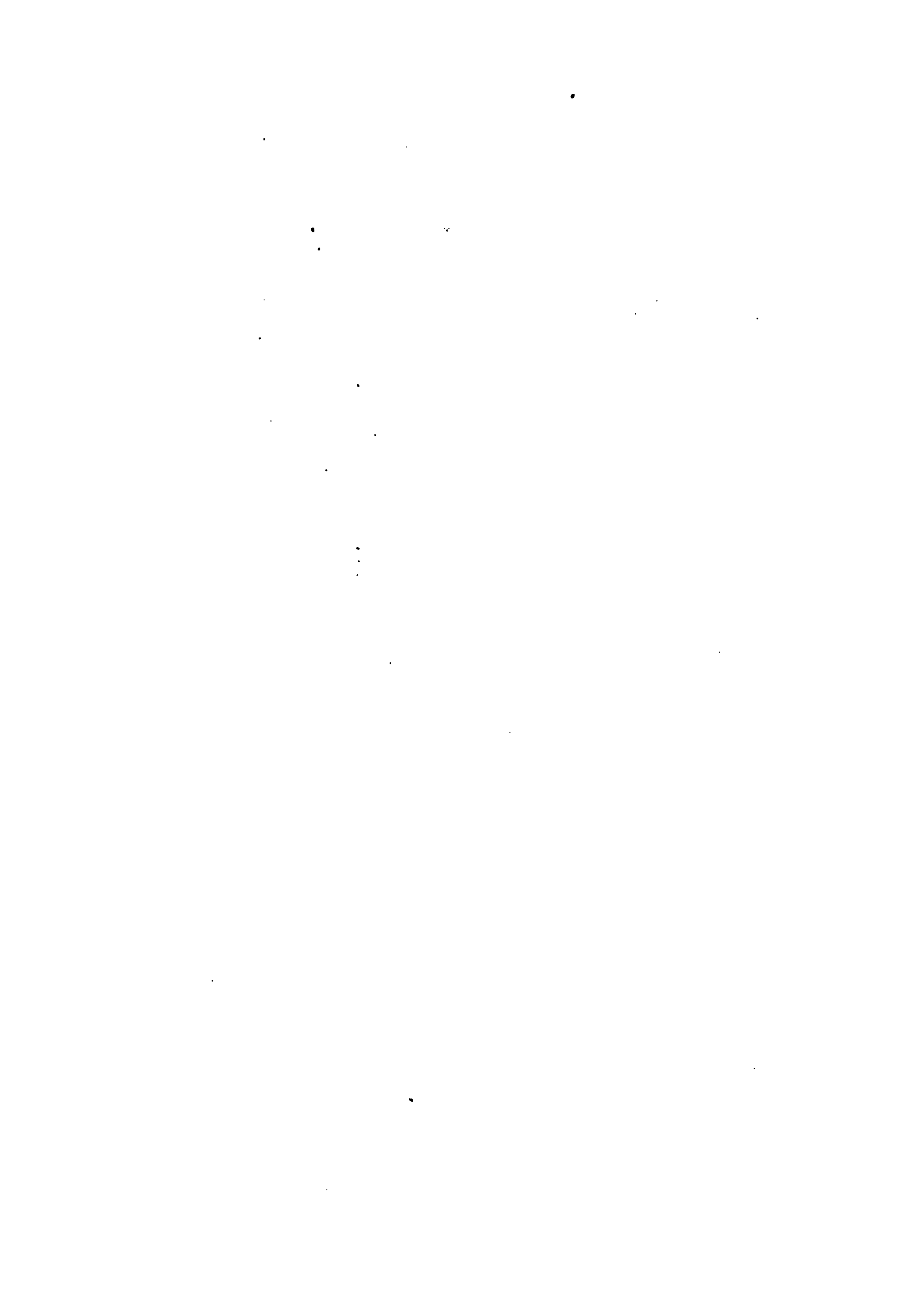
Er aber lächelte schmerzlich und deutete auf seinen weißen Bart und sagte: „Es ist zu spät, o Liebe! Gehe hin und beglücke Andere.“

---

*) „Laska“ bedeutet im Böhmischen „Liebe.“

V.

Ein deutsches Mährchen.



Der Ofen Barbarossa's.

Vor noch nicht sehr langer Zeit stand in einem der Häuser, die sich über den Ruinen des alten Palastes Barbarossa's zu Gelnhausen erheben, in einer Schenke, ein alter Ofen, der gar sonderbar aussah. Er sah so alt aus, viel älter als alle gothischen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch seine Bauart. Dabei war er so groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er stand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus seinetwegen und nicht er des Hauses wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Nischen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier einkehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen stammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbarossa's; es war also der Ofen des deut-

schen Kaisers Friedrich Barbarossa. An Feuer gewöhnt, war er stehen geblieben, als der ganze Palast des großen Kaisers in Flammen aufging. — Die Leute des Hauses waren darum nicht im Geringsten erstaunt, wenn, so oft es draußen kalt war, meist des Abends, der Kaiser vom Kyffhäuser herüber kam und sich vor den Ofen stellte, um sich zu wärmen, wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar gehen, der einen gut geheizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiser den Platz am Ofen streitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Besitzer, ein historisches, und als frierender Mensch, ein natürliches Recht, sich an diesem Ofen zu wärmen. So stand er da; legte, um die Hände besser wärmen zu können, das Scepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre, und horchte lächelnd zu, wie die Gäste dort am Tische, nach guter deutscher Art, ganz wie zu seiner Zeit, über des Kaisers Bart stritten und Mährchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle spielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal stieß ihn ein Kind des Hauses, dessen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war und sagte: „Geh fort da, Kaiser, ich kann mich nicht ausstrecken!“ — und der Kaiser rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigste Weise Platz,

ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verschoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Banquier und Verwaltungsrath einer großen Eisenbahncompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhausen und kehrte in der Herberge ein. Der Banquier war ein großer Kunstkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Extase ausrief: „Welch ein herrlicher Rococoofen! Wie schön würde sich der in meinem Speisesaal zu Frankfurt neben dem schönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!"

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde schneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe, mit der möglichsten Vorsicht nach Frankfurt gebracht und im Speisesaal des kunstsinnigen Banquiers aufgestellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquisition, von dem pompösen Ofen à la Pompadour gesprochen und die andern kunstkennerischen und kunstsinnigen Banquiers — Frankfurt besitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten bersten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eisenbahn-Verwaltungsräthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zuflössen. — Je mehr man

14*

sich darüber ärgerte, desto größere Freude machte der Ofen seinem gegenwärtigen Besitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrschaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Banquiers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und stürmte es und der Ofen verbreitete eine so behagliche Wärme, daß die Gäste im Speisesaal blieben, selbst als man abgespeist hatte, und sie nahmen ihren Kaffe ein, indem sie sich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umhersetzten. Man sprach Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerksamkeit der Gäste zu lenken verstand. — „Was mir an ihm mißfällt," sagte ein Attaché, Sohn eines Historikers, „c'est quelque chose de gothique!" Die Hausfrau war beleidigt und suchte ihm zu beweisen, daß das, was er für gothisch nahm, reinste Pompadour sei und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man so plauderte, trat Barbarossa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo sein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um sich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren besetzt,

wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäste machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja sie zogen sogar verdrießliche und unangenehme Gesichter, als sie den altmodisch gekleideten, durchnäßten alten Mann sahen, der that, als ob er sich zu ihnen setzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte sich dem Kaiser und sagte höflich: „Wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, so bitte ich, morgen zwischen Zehn und Elf auf mein Comptoir zu kommen.“

„Ich habe auf Deinem Comptoire Nichts zu thun!“ rief der Kaiser mit einer Stimme, daß der Banquier zusammenklappte wie ein Taschenmesser.

„Quel rustre!“ murmelte der Attaché, „quel rustre!“

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ — fragte der Banquier.

Barbarossa wandte sich zur ganzen Gesellschaft und rief: „Habt Ihr nie vom deutschen Kaiser gehört?“

Bei dieser Frage erhob sich einer der Gesandten und sagte höchst entrüstet vor sich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und sah sich um, als ob er seinen Hut suchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn stieg auf's Höchste. „Ich versichere Ew. Excellenz,“ — stam-

melte er, „ich kann betheuern, daß ich ganz unschuldig — wie können Ew. Excellenz nur glauben — die besitzende Classe hat gewiß keine Ursache — ich persönlich, bin zu sehr interessirt, die Ruhe — wie können Ew. Excellenz nur vermuthen, daß solche Tendenzen — diese wühlerischen Traditionen —"

So stammelnd ermannte er sich plötzlich, steckte beide Hände in die Taschen, warf den Kopf zurück und herrschte dem Kaiser zu: „Was wollen Sie hier?"

„Mein Gott!" — erwiederte Barbarossa — „ich will mich an meinem Ofen wärmen, den diese Herren ganz eingenommen haben."

„An Ihrem Ofen?" fragte der Hausherr — „Sie sind im Irrthum, der Ofen gehört mir und sonst Niemandem."

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen, durch die Wappenkunde, wie es sich ziemt," erwiederte Barbarossa — „sofort sollst Du alle Wappen des Reiches an dem Ofen erkennen."

Und der Kaiser ging mit einem großen Schritte auf den Ofen los und mit seinem Scepter berührte er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der Spitze des Scepters hintupfte, da kam sogleich ein Wappen zum Vorschein. Hier das Wappen Oester-

reichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachsens und so fort. —

Die Herren waren sehr erstaunt. „Tiens!“ rief jeder, da ist ja unser Wappen und kaum war es zum Vorschein gekommen, so stellte sich der Gesandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte sich. Als der Kaiser mit der Scepterspitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holsteins zum Vorschein — schnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab und der Däne stellte sich davor, hüstelte, rieb sich die Hände und legte sie dann auf das Wappen und wärmte sich.

So war, als der Kaiser fertig war, der Ofen erst recht besetzt und für ihn nicht das geringste Plätzchen vorhanden. Als er das bemerkte, wurde er gar sehr traurig.

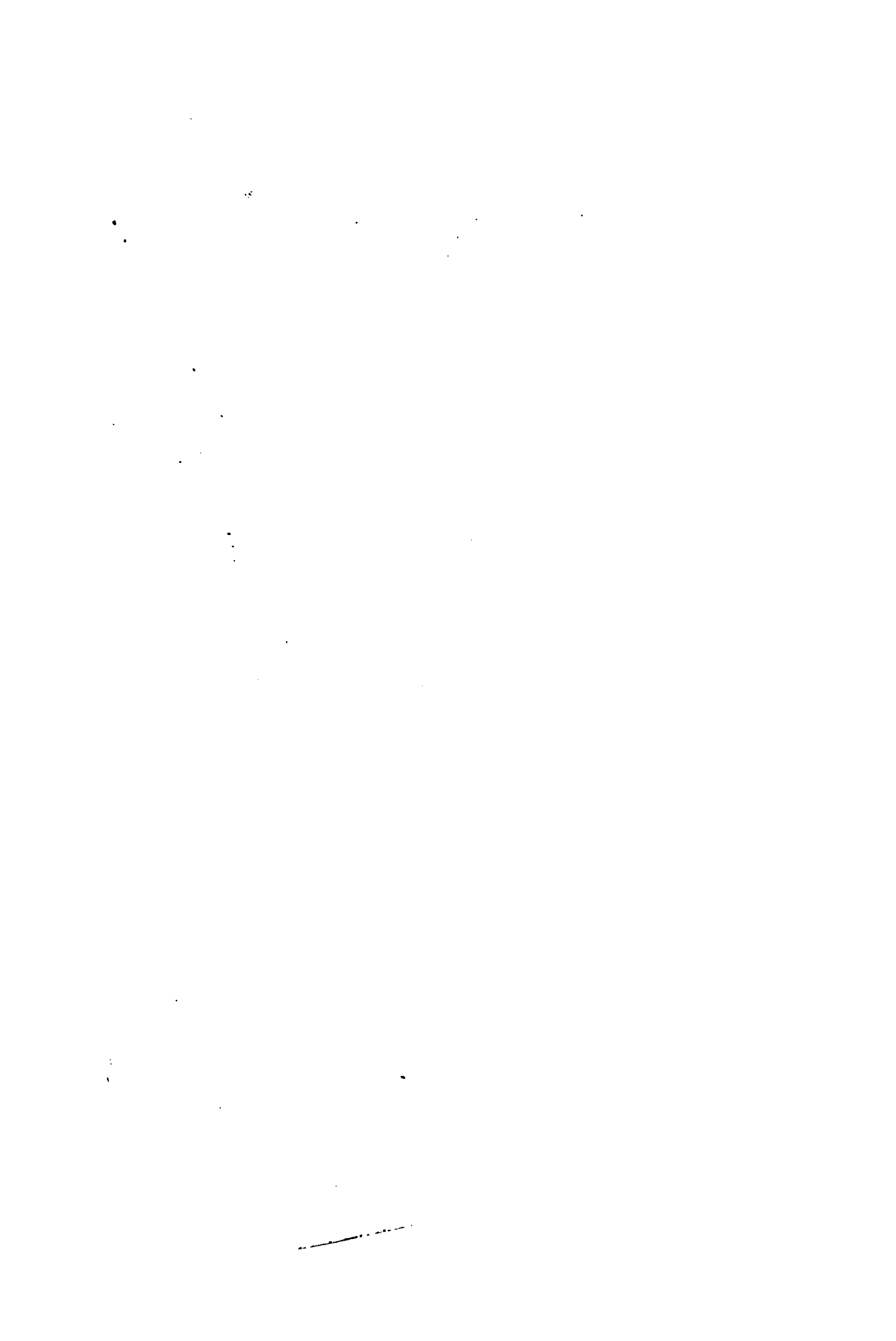
„Ach,“ seufzte er, „wo soll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?“

Und während eine Thräne in seinen großen, rothen Bart niederrollte, schritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eisige Nacht. Den Banquiers und den hohen Gästen war es, als ob sie aus einem bösen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war besorgt, daß er sich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er

beschloß, sich mit einem Opfer in der Meinung seiner hohen Verbindungen wieder herzustellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und schickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem sich der Alte so lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a/M. in einem Jahre des Heils.



Der Ofen Barbarossa's.

Vor noch nicht sehr langer Zeit stand in einem der Häuser, die sich über den Ruinen des alten Palastes Barbarossa's zu Gelnhausen erheben, in einer Schenke, ein alter Ofen, der gar sonderbar aussah. Er sah so alt aus, viel älter als alle gothischen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch seine Bauart. Dabei war er so groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er stand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus seinetwegen und nicht er des Hauses wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Nischen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier einkehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen stammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbarossa's; es war also der Ofen des deut=

schen Kaisers Friedrich Barbarossa. An Feuer gewöhnt, war er stehen geblieben, als der ganze Palast des großen Kaisers in Flammen aufging. — Die Leute des Hauses waren darum nicht im Geringsten erstaunt, wenn, so oft es draußen kalt war, meist des Abends, der Kaiser vom Kyffhäuser herüber kam und sich vor den Ofen stellte, um sich zu wärmen, wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar gehen, der einen gut geheizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiser den Platz am Ofen streitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Besitzer, ein historisches, und als frierender Mensch, ein natürliches Recht, sich an diesem Ofen zu wärmen. So stand er da; legte, um die Hände besser wärmen zu können, das Scepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre, und horchte lächelnd zu, wie die Gäste dort am Tische, nach guter deutscher Art, ganz wie zu seiner Zeit, über des Kaisers Bart stritten und Mährchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle spielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal stieß ihn ein Kind des Hauses, dessen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war und sagte: „Geh fort da, Kaiser, ich kann mich nicht ausstrecken!“ — und der Kaiser rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigste Weise Platz,

ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verschoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Banquier und Verwaltungsrath einer großen Eisenbahncompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhausen und kehrte in der Herberge ein. Der Banquier war ein großer Kunstkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Extase ausrief: „Welch ein herrlicher Rococoofen! Wie schön würde sich der in meinem Speisesaal zu Frankfurt neben dem schönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!“

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde schneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe, mit der möglichsten Vorsicht nach Frankfurt gebracht und im Speisesaal des kunstsinnigen Banquiers aufgestellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquisition, von dem pompösen Ofen à la Pompadour gesprochen und die andern kunstkennerischen und kunstsinnigen Banquiers — Frankfurt besitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten bersten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eisenbahn-Verwaltungsräthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zuflössen. — Je mehr man

sich darüber ärgerte, desto größere Freude machte der Ofen seinem gegenwärtigen Besitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrschaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Banquiers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und stürmte es und der Ofen verbreitete eine so behagliche Wärme, daß die Gäste im Speisesaal blieben, selbst als man abgespeist hatte, und sie nahmen ihren Kaffe ein, indem sie sich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umhersetzten. Man sprach Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerksamkeit der Gäste zu lenken verstand. — „Was mir an ihm mißfällt," sagte ein Attaché, Sohn eines Historikers, „c'est quelque chose de gothique!" Die Hausfrau war beleidigt und suchte ihm zu beweisen, daß das, was er für gothisch nahm, reinste Pompadour sei und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man so plauderte, trat Barbarossa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo sein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um sich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren besetzt,

wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäste machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja sie zogen sogar verdrießliche und unangenehme Gesichter, als sie den altmodisch gekleideten, durchnäßten alten Mann sahen, der that, als ob er sich zu ihnen setzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte sich dem Kaiser und sagte höflich: „Wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, so bitte ich, morgen zwischen Zehn und Elf auf mein Comptoir zu kommen."

„Ich habe auf Deinem Comptoire Nichts zu thun!" rief der Kaiser mit einer Stimme, daß der Banquier zusammenklappte wie ein Taschenmesser.

„Quel rustre!“ murmelte der Attaché, „quel rustre!“

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?" — fragte der Banquier.

Barbarossa wandte sich zur ganzen Gesellschaft und rief: „Habt Ihr nie vom deutschen Kaiser gehört?"

Bei dieser Frage erhob sich einer der Gesandten und sagte höchst entrüstet vor sich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und sah sich um, als ob er seinen Hut suchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn stieg auf's Höchste. „Ich versichere Ew. Excellenz," — stam-

melte er, „ich kann betheuern, daß ich ganz unschul-
dig — wie können Ew. Excellenz nur glauben —
die besitzende Classe hat gewiß keine Ursache — ich
persönlich, bin zu sehr interessirt, die Ruhe — wie
können Ew. Excellenz nur vermuthen, daß solche
Tendenzen — diese wühlerischen Traditionen —"

So stammelnd ermannte er sich plötzlich, steckte
beide Hände in die Taschen, warf den Kopf zurück
und herrschte dem Kaiser zu: „Was wollen Sie
hier?"

„Mein Gott!" — erwiederte Barbarossa —
„ich will mich an meinem Ofen wärmen, den diese
Herren ganz eingenommen haben."

„An Ihrem Ofen?" fragte der Hausherr —
„Sie sind im Irrthum, der Ofen gehört mir und
sonst Niemandem."

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen, durch
die Wappenkunde, wie es sich ziemt," erwiederte
Barbarossa — „sofort sollst Du alle Wappen des
Reiches an dem Ofen erkennen."

Und der Kaiser ging mit einem großen Schritte
auf den Ofen los und mit seinem Scepter berührte
er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der
Spitze des Scepters hintupfte, da kam sogleich ein
Wappen zum Vorschein. Hier das Wappen Oester-

reichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachsens und so fort. —

Die Herren waren sehr erstaunt. „Tiens!“ rief jeder, da ist ja unser Wappen und kaum war es zum Vorschein gekommen, so stellte sich der Gesandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte sich. Als der Kaiser mit der Scepterspitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holsteins zum Vorschein — schnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab und der Däne stellte sich davor, hüstelte, rieb sich die Hände und legte sie dann auf das Wappen und wärmte sich.

So war, als der Kaiser fertig war, der Ofen erst recht besetzt und für ihn nicht das geringste Plätzchen vorhanden. Als er das bemerkte, wurde er gar sehr traurig.

„Ach,“ seufzte er, „wo soll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?“

Und während eine Thräne in seinen großen, rothen Bart niederrollte, schritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eisige Nacht. Den Banquiers und den hohen Gästen war es, als ob sie aus einem bösen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war besorgt, daß er sich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er

beschloß, sich mit einem Opfer in der Meinung seiner hohen Verbindungen wieder herzustellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und schickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem sich der Alte so lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a/M. in einem Jahre des Heils.



